

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. In's Haus vierteljährlich 3 Mark, monatlich 1 Mark, wöchentlich 25 Pf. Einzelne Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark. (Eingetragen im VIII. Nachtrage der Postzeitungspreisliste unter Nr. 719a.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3 gespaltene Zeilen oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Abonnements-Einladung.

Für den Monat September eröffnen wir ein neues Abonnement auf das

„Berliner Volksblatt.“

Frei ins Haus kostet dasselbe 1 Mark, Bestellungen werden von sämtlichen Zeitungs-Expeditoren, sowie in der Expedition, Zimmerstraße 44, angenommen.

Für Außerhalb nehmen alle Postanstalten Abonnements für den Monat September gegen Zahlung von 1 Mark entgegen.

Den neuen Abonnenten wird der bisher erschienene Theil des fesselnden und interessanten Romans

„Das Kind des Proletariers“

aus der Feder von U. Rosen — soweit der Vorrath reicht — gegen Vorzeigung der Abonnementsquittung in der Expedition Zimmerstraße 44 gratis verabfolgt.

Das „Berliner Volksblatt“, Organ für die Interessen der Arbeiter, hat sich seit der kurzen Zeit seines Bestehens zahlreiche Freunde erworben und kann daher mit einer gewissen Genugthuung auf seinen, wenn auch noch kurzen Lebenslauf zurückblicken.

Wohl ist es im Laufe der Zeit Mode geworden, ein „warmes Herz“ für die Arbeiter zu haben, wohl giebt es keine einzige Zeitung in Deutschland und vorzugsweise hier in Berlin, die nicht vorgiebt, für die Arbeiterinteressen einzutreten, aber trotz aller Versicherungen und Behauptungen glauben die denkenden Arbeiter selbst nicht an solche Vorspiegelungen. Und darauf kommt es in der Hauptsache an! Die Interessen der Arbeiter aber können überhaupt nur vorzugsweise von den Arbeitern selbst vertreten werden.

Das „Berliner Volksblatt“ nun wird, wo es sich speziell um die Arbeiterinteressen handelt, auch von Arbeitern geschrieben. Man sehe sich nur die Rubrik „Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen“ an.

Aber um noch mehr den Arbeiterinteressen Rechnung zu tragen, müssen die Arbeiter, namentlich die Berliner Arbeiter, sich noch immer mehr bemühen, ihrem Organe die weitest Verbreitung zu verschaffen.

Die Redaktion des „Berliner Volksblattes“ dagegen wird es nicht an weiterer Anstrengung fehlen lassen, durch populäre politische und soziale Zeitartikel, durch eine gediegene politische Uebersicht, durch eine reichhaltige lokale Ausgestaltung die Leser zufriedenzustellen. Ein ausgezeichneter Feuilleton nebst zahlreichen interessanten Notizen aus Nah und Fern, volkswirtschaftliche und wissenschaftliche Artikel werden den Inhalt unseres reichhaltigen Blattes vervollständigen.

Feuilleton.

Das Kind des Proletariers.

Sensationsroman von U. Rosen.

(Fortsetzung)

Als er von Hause fortging, hatte Rupert in sein Bündel einen Kamm und eine Haarbürste eingepackt; aber nicht gewöhnt, für seine Bedürfnisse selbst Sorge zu tragen, vergaß er Seife und Handtücher. Schon am ersten Tage seines Ausfluges verlangte er diese nützlichen Gegenstände von Frau Betigrew.

Frau Betigrew bereitete eben mit grimmigem Gesicht das Frühstück, während ihr ungewaschener Sohn und Erbe sich veranlagt im Staube wälzte. Die übel gelaunte Gattin Tony's wendete sich mit jornigem Gesicht zu Rupert und reichte ihm ein Stückchen harter brauner Seife.

Nach wenigen Minuten kam die Bitte um ein Handtuch, die Bitte wurde in etwas gebieterischem Tone ausgesprochen und nun brach Frau Betigrew's verhaltener Ärger förmlich los.

„Seife und Handtuch verlangt der junge Herr! Das ist mit ein nettes Bürschchen für eine umherziehende Truppe wie wir. Da hast Du nun das ganze Stück Seife verbraucht und dann Handtücher, Handtücher!“ freischte sie, und das Wort schien sie noch mehr zu erregen. „Wozu das? Ist Dein Gesicht noch mehr zu erregen. Wozu das? Ist Dein Gesicht noch mehr zu erregen. Wozu das? Ist Dein Gesicht noch mehr zu erregen.“

„Wozu das? Ist Dein Gesicht noch mehr zu erregen.“

„Wozu das? Ist Dein Gesicht noch mehr zu erregen.“

„Wozu das? Ist Dein Gesicht noch mehr zu erregen.“

„Wozu das? Ist Dein Gesicht noch mehr zu erregen.“

Wir wenden uns nun noch speziell an die Freunde des „Berliner Volksblattes“ mit der Bitte, es an Anstrengungen nicht fehlen zu lassen, neue Abonnenten zu gewinnen, damit bald schon der Zeitpunkt eintrete, daß das „Organ für die Interessen der Arbeiter“ von der Mehrzahl der Berliner Arbeiter gehalten und gelesen wird.

Dann erst können wir voll und ganz unseren Verpflichtungen gegen die Arbeitersache nachkommen und wir werden ihnen nachkommen.

Die Redaktion des „Berliner Volksblatt“.

Eine Weltausstellung in Berlin.

In allen großen Ländern hat schon eine Weltausstellung stattgefunden, in den vorgeschrittensten Frankreich, Großbritannien und Nordamerika schon mehrmals.

Selbst in Oesterreich, in der schönen Donaustadt war schon eine Weltausstellung und in Italien wird eine geplant — die alte Roma wird dann alle Völker des Erdkreises in ihren Mauern sammeln.

Aber auch das kleine Belgien hat die Völker nach Antwerpen eingeladen zum Wettkampf in den Künsten des Friedens.

Frankreich wird das hundertjährige Jubiläum der großen französischen Revolution durch eine Weltausstellung feiern und in St. Louis, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist bereits eine Kommission ernannt, um Vorbereitungen zu einer Weltausstellung zu treffen zur Erinnerung an die vor 400 Jahren erfolgte Entdeckung von Amerika.

Nur das halbivilisirte Rußland hatte noch keine Weltausstellung und — auch Deutschland noch nicht!

Unsere Industrie ist entwickelt genug, den Kampf mit den meisten Völkern der Erde aufzunehmen und unsere Kunst gewiß. Wenn wir auch in Philadelphia seiner Zeit eine empfindliche Schlappe erlitten haben, so hat die Zeit die Wunde verharften lassen und angestrebter Fleiß hat unsere Industrie gehoben. So hastig, wie in der stuchvollen Gründerzeit wird nicht mehr fabrizirt und weil nicht mehr so hastig, deshalb auch nicht mehr so schlecht.

An Deutschland ist wahrlich die Reihe, die Völker einzuladen nach des Reiches Hauptstadt zu edlen Ringen; das deutsche Reich, welches kriegerische Lorbeeren übergenug erweist hat, muß nach friedlichem Lorbeer greifen und ihn zu erwerben trachten im Kampfe mit den anderen Nationen auf dem Gebiete der Kunst, der Gewerbe und der Wissenschaften.

Und ein solches Kampffeld ist die Weltausstellung im eigenen Lande, in der Hauptstadt desselben, in Berlin.

Berlin hat schon zu wiederholten malen gezeigt, daß es

versteht, eine Ausstellung zu arrangiren. Wir erinnern nur an die Gewerbeausstellung, an die Fischereiausstellung und an die hygienische. Alle drei waren gelungen, sie trugen mehr oder weniger den Stempel der Vollendung.

Und nun gar eine Weltausstellung in Berlin! Wie würden sich die fleißigen Hände regen, wie würde sich die vielgerühmte Berliner Findigkeit in ein günstiges Licht stellen, wie würde sich das bekannte Organisations-talent der Norddeutschen bewähren!

Daß es aber eine Weltausstellung sein muß, daß kleinere Landesausstellungen von keinem dauernden Belang sind, das hat seiner Zeit der bekannte deutsche Weltausstellungskommissar Professor F. Reuleaux mehrfach ausgesprochen. So versprach sich Reuleaux auch nur wenig von einer allgemeinen deutschen Ausstellung, wie sie vor Jahresfrist einmal geplant war — er befürchtete auch, daß die Industriellen selbst keinen sehr hohen Werth auf eine solche Ausstellung legen würden, da es sich dabei doch nur um den Austausch von Lob und Preisen handeln würde, während bei einer Weltausstellung die Steigerung des Exportes, die Aufführung des Weltmarkts angebahnt werde.

„Eine Hebung und Belebung unserer Industrie“, so bemerkte damals der bekannte Weltausstellungskommissar, „bringt alle jene äußeren Anerkennungsformen und was dazu gehört von selbst mit, all das Gute und auch wohl manches Leere und Hohle, was auch darin steckt. Eine Ausstellung aber regt die besten und edelsten Kräfte der Nation nur dann an, wenn ihr die Anspannung der ganzen Kraft der Industrie vorangeht und diese Voraussetzung trifft wohl bei einer Weltausstellung zu, nicht aber bei irgend einer lokalen oder nationalen Ausstellung.“

Das sind beherzigenswerthe Worte!

Fürchtet man aber vielleicht noch immer die Konkurrenz der übrigen Industriemächte in Deutschland, weil man mit merkwürdiger Konsequenz einer Weltausstellung in Deutschland aus dem Wege geht? Das wäre sehr traurig und sehr unglück!

Man gebe nur Mühe in den Wettkampf und sicher werden die Deutschen in verschiedenen Industrien und Kunsthandwerken den Kampf siegreich bestehen, und wo sie Niederlagen erleiden sollten, da werden ihnen diese Erfahrungen gerade ein Sporn sein, es künftig besser zu machen.

Die Hauptsache aber bei allen Weltausstellungen ist, daß die Völker der Erde im friedlichen Kampfe sich näher gerückt und daß die Vorzüge der einzelnen Industrien weltbekannt werden. So entwickelt sich ein immer innigerer Weltverkehr, von dem die ganze Menschheit mehr oder weniger Vortheil hat.

Berlin ist an der Reihe, und die deutsche Reichs-

Tony's Nase schwarz färbte, sondern eine dunkle heiße Fluth über ihn ergoß. Tony sprang auf und stieß jornige Verwünschungen gegen seine Frau aus.

Das Paar sankte noch heftig mit einander, als Rupert sich eine passende Stelle zum Befestigen seiner Hängematte aussuchte. Als er sich auf sein schwebendes Lager niederlegen ließ, fand es der Varenführer angemessen, sich darunter hinzulauern, während der Mann mit dem Affen sich rechts und der Mann mit der Harfe sich links ausstreckte. So war Rupert frei und fessellos ein Gefangener, und diese Gefährten von der Landstraße bildeten seine Ehrenwache.

Die Truppe hatte sich an dem oberen Lauf des Aen niedergelassen. Tony und die übrigen Männer waren in Begleitung des jugendlichen Binnwarenhändlers nach den umliegenden Dörfern ausgegangen, um bei den Landbewohnern Kupferstücke einzusammeln. Auch Frau Betigrew und Rupert sollten mitkommen, aber die Dame erklärte, zurückbleiben und die Kleider der Gesellschaft waschen zu müssen, und Rupert sagte, er sei zu müde und liebe das Geschäft nicht, und warf sich am Aukuser ins Gras.

„Gieb Acht auf den jungen Fant, Weib“, empfahl Tony seiner Frau. „Laß ihn ja nicht entwischen. Wenn er sich ins Wasser stürzt, oder sich aufhängt, so hat das weiter nichts zu bedeuten, und uns kann kein Tadel dafür treffen, aber davonlaufen darf er uns nicht.“

„Schon gut, ich werde ihn nicht aus den Augen verlieren.“

Raum war die Wande fort, so vertraute Frau Betigrew dem Knaben an, daß alle diese Leute übelberüchtelt und bei der Polizei sehr schlecht angeschrieben wären, und daß sie froh wäre, sie auf einige Stunden los zu sein. Jetzt da sie einmal aufstehen könne, wollte sie auch für sich und ihn ein ordentliches Essen zurecht machen. Sie schenkte zunächst das Geschirr sehr sauber, dann kochte sie Kaffee, Eier und Schinken und legte Rupert reichlich davon vor. Sie nöthigte ihn, zuzugreifen, und Rupert, der schon lange keine so anständige Mahlzeit erhalten hatte, ließ es sich auch recht gut schmecken. Zuletzt reichte sie ihm eine Tasse Kaffee. „Ist er nicht sehr bitter?“ fragte sie ihn, und warf mit freigebiger Hand Zucker in das Getränk.

Nach Tisch rief ihm Frau Betigrew sich hinzulegen und sich auszurufen.

Rupert fühlte sich ungemein schläfrig und that deshalb, was Frau Betigrew ihm vorschlug. Wenige Minuten später war er fest eingeschlafen.

Rupert schleppte sein klägliches Dasein mühselig weiter. Eines Abends sah er vor dem qualmenden Lagerfeuer, seine Wächter, denn das waren die Landstreicher ihm in Wirklichkeit, lagen rauchend und schwabend um ihn. Er war in düstere Erwägungen vertieft, sein Verstand sagte ihm, daß er sich abwärts, nicht aufwärts bewegte. War das der Weg zum Glück? Lady Bide würde bei seinem Anblick weinen und Mrs Barth ihn als einen Verworfenen betrachten. Und Francesca, seine angebetete Francesca, würde verächtlich die Nase rümpfen, wenn sie eine Ahnung von seinem gegenwärtigen Zustande hätte.

„Du siehst sehr niedergeschlagen aus, Bräuderchen“, sagte Tony zu ihm. „Laß doch Deine Grillen! Du launst schon morgen oder in den nächsten Tagen dem glücklichen Zufall begegnen, der Dich zum großen Mann macht. Wer weiß, Du rettest vielleicht eines Herzogs Tochter aus den Klauen dieses tanzennden Bären oder irgend eines anderen Thieres, dann heirathest Du die Erbin eines Herzogthums und —“

„Ja mag sie nicht“, entgegnete Sir Rupert wild.

„Du willst sie nicht? O das ist schlimm. Hast Du vielleicht schon ein Liebchen im Herzen, und ist sie häßlich, sehr häßlich?“

Der spöttische Ton erregte Ruperts aufbrausendes Temperament. „Schöner als was Sie jemals gesehen haben“, rief er grollend aus.

„Du entgegnete Tony besänftigend, die Schmerzen unerbittlicher Reue sind schrecklich, ich kenne das.“

„Freilich!“ unterbrach seine Frau ihn barsch.

„Wer weiß, was aus mir geworden wäre“, fuhr Betigrew in feierlichem Tone fort, „wenn ich den Gegenstand meiner Liebe in höheren Kreisen gewählt hätte. Ich wäre jetzt vielleicht Schlossverwalter, wenn ich eines gräflichen Verwalters Tochter, ich wäre vielleicht ein Herzog, wenn ich eine Herzogin, oder ein König, wenn ich wie der Prinz Albert von Gotha eine Königin gebetrachtet hätte. Die vornehmsten Damen haben es nicht verschmäht, mir süße Blicke zuzuwenden. Aber nimm Dir ein Beispiel an mir. Ich bin jetzt nichts als eine traurige Ruine, weil ich mein junges Herz an eine Unwürdige verschwendet habe. Was kann aus einem Menschen werden, der mit einem Weibe verheirathet ist, das Weidenkörbe und ähnlichen Blunder verkauft?“

Frau Betigrew's Geduld war nun zu Ende. Ihre kräftige Hand ergriff einen Kaffeekrug und schleuderte ihn dem Gatten in's Gesicht, daß das Geschirr klirrend zerbrach und nicht bloß

regierung hat es in der Hand, die anderen Nationen nach Berlin einzuladen. Wir würden uns dabei noch ganz besonders freuen, wenn dann die Franzosen ebenso laut wie einst im Jahre 1870 riefen:
"Nach Berlin! Nach Berlin!"

Politische Uebersicht.

Trotzdem die Reichstagswahlen noch nicht ausgeführt worden sind, wird doch die große Trommel gerührt. Die Nationalliberalen haben darin schon das Neueste geleistet und sind wohl vor lauter Ueberanstrengung wieder verstimmt. Eugen Richter sitzt ja jetzt in seiner Schmiede und fabriziert Wahl- und Schmähschriften; aber auch die Konservativen gehen jetzt los und zwar auf den Gimpelfang, wie wir in dem Artikel in Nr. 119 „Für die Handwerker“ gezeigt haben. Daneben aber treiben sie auch sehr fleißig den Bauernsang. Ein konservatives Blatt schreibt nämlich: „Bei den bevorstehenden Reichstagswahlen werden die Handwerker und Landwirthe eine wesentlich andere und, wir hoffen es, würdigere und einflussreichere Rolle durchführen, als so oft bei früheren Wahlen. Nur zu häufig liegen sie sich bisher von den politischen Marktweibern nachführen; durch blendende Phrasen getäuscht, geben sie ihre Stimmen ab zu Zwecken, die den eigentlichen Interessen von Landwirtschaft und Gewerbe schmerzhaft entgegenstehen. Die Enttäuschung blieb zwar nicht aus, aber der Schaden war nun einmal geschieden. Erst der Uebermuth, in welchem die Presse des Großkapitalismus und des Schachertums alle ehrenhaften Bestrebungen von Bürgern und Bauern zu Verbesserungen ihrer Lage zu gelangen, verhöhnte, fängt an, ihnen die Augen zu öffnen. Sie sind es müde geworden, sich selbst Demen ans Messer zu liefern, die, indem sie ihnen Freitheilen vorpiegeln, nur die Herrschaft über sie begehren. Wie kräftig es sich in der Landwirtschaft rührt, davon geben die ununterbrochen sich folgenden Gründungen von Bauernvereinen Zeugnis und Fürst Bismarck verjährt selten, in Gestalt eines Bauernbriefes die schwielige Hand seiner ländlichen Erwerbsgenossen dankbar und kräftig zu schütteln. Nicht das gleiche Maß von Aufmunterung seitens der Centralstelle wird den Handwerkern zu Theil. Diese sind im Wesentlichen auf sich selbst, die eigene Kraft und Thätigkeit angewiesen. Das ist an sich ganz natürlich. Jedermann gilt im Leben nur so viel, als er auch sich selbst macht. Erst wenn man im Reichskanzleramt erkannt hat, welche Macht im deutschen Handwerkerstande steckt, wie er sich zweckmäßig zu organisiren und seine Kraft zusammenzuballen versteht, erst dann, dann aber auch sofort, wird man ihm und seinen berechtigten Forderungen die gebührende Berücksichtigung zu Theil werden lassen. Erstlich ist es daher, wahrzunehmen, wie die Gewerbetreibenden ganzer Bauverbände Deutschlands ihr Getrenntmarchiren anfangen nach dem einen gemeinsamen Mittelpunkt zu richten.“ — Die Arbeiter aber, die sich überall gleichfalls rühren müssen, können sich freuen, daß die übrigen Parteien und Klassen sich vor den Wahlen immer so lieblich in den Haaren liegen.

Die Hamburgischen Deutsch-Freisinnigen haben ihren früheren Führern den Gehorsam gelündigt. Die Reichstagsabgeordneten Rechtsanwalt Dr. Gieschen, ein Hauptführer a u ß e r h a l b des Reichstags und der im allgemeinen schweigsame „Tischlermeister“ Richter hatten nämlich ihre Parteigenossen aufgefordert, bei den nächsten Reichstagswahlen mit den Konservativen und National-Liberalen eine Sache zu machen. Darauf hin beanpruchten die Konservativen-National-Liberalen den Löwenantheil für sich. Nunmehr erwachten die Deutsch-Freisinnigen, wählten Gieschen und Richter nicht wieder in den Parteivorstand, sondern den höchst ehrenwerthen Demokraten Reichstagsabgeordneten Dr. Anton Ree zum Vorsitzenden. An einen Kompromiß mit den Konservativen und Nationalliberalen ist nun nicht mehr zu denken. Es werden jetzt in allen drei Wahlkreisen drei Kandidaten verschiedener Richtung aufgestellt werden, ein „Regierungslandkandidat“ (national-liberal-konservativ), ein Deutsch-Freisinniger und ein Sozial-Demokrat.

Mein Vaterland muß größer sein! Namens des deutschen Reiches hat der Generalkonsul Dr. Nachtigal eine mühevolle Eroberung an der Westküste Afrikas vor einigen Tagen gemacht. Er pflanzte die deutsche Flagge in Kamerun und Bimbria auf, woselbst einige Hamburger und Bremer Kaufleute Faktoreien errichtet hatten und erklärte die Gegend feierlich für Deutschland annehmlich. Auf einfachere Weise kann ein Land gar nicht in Besitz einer Kolonie kommen. Ueber die Vorgeschichte dieser feierlichen „Einweihung“, von welcher alle Zeitungen widerwärtigen, soweit die deutsche Junge klagt, erzählt man, daß die eingeborenen Häuptlinge von Kamerun schon vor 1 1/2 Jahren bei der englischen Regierung petitionirten, unter britische Oberhoheit gestellt zu werden; sie erhielten aber von John Bull keine Antwort und haben nun mit großem Vergnügen sich von Dr. Nachtigal als Deutsche vierter Klasse anwerben lassen. In erster Linie werden sich wohl die Hamburger über diese neuesten „deutschen Brüder“ freuen und bei der wilden Jagd nach neuen Abzugsgebieten,

„Ich möchte wissen, was geschähe, wenn der Bursche gar nicht wieder erwachte.“ sagte Frau Betigrew zu sich selbst. „Ob wir seinen Tod wohl bei der Polizei anzeigen müssen? das könnte aber schlimme Folge für uns haben. Tony würde ihn vielleicht in aller Stille begraben, ohne viel Aufhebens von der Sache zu machen.“

Als sie sich überzeugt hatte, daß Rupert in sehr tiefem Schlafe lag, schlich sie zu ihm heran und begann seine Kleider zu untersuchen. Zu ihrer großen Freude fand sie endlich in einer inneren Tasche seines Rockes die rothe Maroquinmappe.

Spähend blickte Frau Betigrew jetzt umher, ob sie von Niemandem beobachtet würde, dann prüfte sie die zierliche, goldschmückte Mappe.

„Was für ein unsinniges Zeug doch diese vornehmen Leute kaufen! Ich könnte für das Ding in London wohl fünf Schillinge bekommen, aber ich glaube, diese goldenen Schmuckel bedeuten den Namen und das Wappen der Lady, und wenn ich damit zu einem Händler komme, muß ich erst über das Woher Rede stehen. Sehen wir nur näher zu.“

Sie öffnete die Mappe behutsam und fand eine Pfundnote darin.

„Das wäre für mich,“ flüsterte sie, und weiter forschend durchwühlte sie auch das zweite Fach. Ein Briefumschlag mit der Aufschrift: „Für Rupert, nach meinem Tode zu lesen“ fiel in ihre Hände.

Frau Betigrew säumte nicht, das Schriftstück zu studiren, aber es dauerte lange, ehe sie damit zu Stande kam.

Der Ausdruck der Neugier und des Staunens in ihrem Gesicht wich, je weiter sie in der Entzifferung des Schreibens vordrang, gesteigertem Entzücken. Zwei Stunden vergingen, ehe sie diese Aufgabe beendigt hatte, eine dritte Stunde genügte, um die Heilen wieder und wieder zu lesen, bis sie ihren Inhalt fast auswendig wußte.

„Das ist ein Glücksfund für mich,“ sagte Frau Betigrew.

„Ich werde das Papier wieder in die Mappe legen und das Ganze gut aufbewahren, und es hüten, als ob es Diamanten wären. Der Junge wird hoffentlich nicht sterben,“ fuhr sie fort: „Es wäre ärgerlich, wenn er so still hinüberschlummerte, und gar nicht mehr zu sich käme.“

Dann versteckte sie die Mappe unter einem Haufen von Lumpen, und als sie auch das Geld sicher verborgen hatte, wandte sie ihre Aufmerksamkeit wieder Rupert zu. Sie beugte sich über ihn.

Seine Nase war blau und zusammengekniffen, die Augen waren eingesunken und von dunklen Ringen umgeben.

welche die Industrie heut zu Tage anstellt, ist das Vergnügen sehr erklärlich. Die armen Heiden am Kongostuß werden ihr Palmöl, Gummi, Eisenstein u. gegen deutschen Schnaps (und melch“ ein Schnaps), gegen deutsches Schießpulver und deutsche Baumwollensappen herzugeben haben und wenn, wie zu erhoffen ist, ein Missionsverein demnächst seine Thätigkeit bei den Heidenklein dort einfallen wird, werden alle Segnungen moderner Kultur den „Mohren“ theilhaftig geworden sein. Ja das war bisher die Art und Weise, wie die „Wilden“ behandelt und erzogen wurden! Wann wird die Zeit kommen, wo Europa wahrhaft zivilisatorisch, nicht bloß annehmlich, handelsüblich und frömmelnd am Kongos wüten wird? Und doch wäre dort die Gelegenheit geboten, das ungeheure Unrecht einigermaßen wieder gut zu machen, das die weiße Rasse vor Jahrhunderten gegen die schwarze beging, bis man einsah, daß die Sklaverei ein Fluch für die Menschheit sei, der noch heute ungeachtet der Sklavenemanzipation in Nordamerika in vielen Theilen der Erde nachwirkt.

Ueber die Arbeiterkolonien wird der „Volkz.“ aus der Provinz Sachsen unter Anderem folgendes geschrieben: „Was in Bezug auf die Einrichtungen der Arbeiterkolonie Segda, die Nebenarbeit der Kolonisten in kirchlichen und weltlichen Dingen mitgetheilt wurde, das soll wie es scheint, in allen Arbeiterkolonien eingeführt werden. Auf Anregung des Zentralvorstandes der Arbeiterkolonien hat sich nämlich das preussische Landeskonfessionsamt dahin ausgesprochen, daß es die Sache der Arbeiterkolonien für so wichtig und der Unterstützung durch die Kirche für so werth erachte, daß es gern gesehen werde, wenn dieselbe auf den Bezirksynoden zur Sprache komme, und auf denselben darüber berathen werde, was die Kirche zu ihrer Förderung im Allgemeinen und behufs Einrichtung von Besorgungsinstitutionen im Besonderen thun kann. Nach und nach hat fast überall das kirchliche Regiment in den Anstalten die Oberhand, eben wie in Segda, gewonnen und wird sie noch mehr erlangen, wie der Erlaß des Landeskonfessionsamts zeigt. Dann aber werden aus den Arbeiterkolonien, die bekannten Muderanstalten, in welchen durch die vielen oberflächlichen Gebetstunden und den einformigen Sing-Sang lediglich scheinheilige Heuchler erzogen werden, die später in der Freiheit mit viel größerem Geschick ihr früheres (?) Treiben wieder aufnehmen.“

Elsaß-Verthringen braucht um das Hinscheiden der offiziellen „Elsaß-Verthringischen Zeitung“ mit Quartalschluss nicht zu jammern. Wie es früher beim Tode der französischen Könige hieß: „Der König ist todt, es lebe der König!“ so wird am 1. Oktober eine neue amtliche Zeitung in Folge ministerieller Fürsorge das Licht der Welt erblicken. Nach einer amtlichen Bekanntmachung des Staatssekretärs v. Hofmann wird die Neuerstehende den Taufnamen „Landeszeitung für Elsaß-Verthringen“ erhalten.

Bei der Enthüllungsfest des Denkmals des Generals Joffroy gab es Aufsehen durch eine Rede des radikalen Deputirten von Besancon, Beauquier, welcher unter Anderem erklärte, daß es nunmehr Zeit sei, den „Volksovertilger“, den Generalen, keine Standbilder mehr zu errichten, während verschiedene Generale an der Feier theilnahmen, welche diese Erklärung nicht schweigend hinnahmen. Während Beauquier in Folge der entstandenen Mißbilligungen am Abend vom Bankett fern blieb, verherrlichte der Bauminister Kannald die Verdienste der Armee in beifällig ausgenommener Rede. — Die Cholera im südlichen Frankreich hat die Folge, daß die Generalräthe auch in den nicht durchsuchten Departements vielfach gesundheitsliche Verbesserungsmaßregeln treffen. — Der „Justice“ zufolge hatten jene als „Spione“ in Koblenz eingezogene, aber bereits wieder — weil aus Versehen (nach der Koblenzer Zeitung) arretirt — freigelassene Franzosen „ihre Reichen-Studien mit vorheriger Genehmigung der deutschen Militärbehörden betrieben.“

Aus Rom wird berichtet: Vorgestern sind in der Provinz Bergamo 14 Erkrankungs- und 3 Todesfälle, in Campobasso 3 Erkrankungs- und 6 Todesfälle, in Como 1 Erkrankungsfall, in Cuneo 12 Erkrankungs- und 6 Todesfälle, in Genua 1 Todesfall, in Lodi 1 Erkrankungsfall, in Parma 1 Todesfall, in Turin 1 Erkrankungs- und 3 Todesfälle, in Massa-Carrara 9 Erkrankungs- und 4 Todesfälle vorgekommen.

Eine kleine Kommunal-Revolution wird aus Nola bei Caperta in Italien gemeldet. Der Gemeinderath von Nola hatte einen Beschluß gefaßt, über welchen die Mehrzahl seiner Mitglieder so erobert war, daß sie sich zusammenschloßen und in der Stärke von 500 Mann, mit Flinten, Revolvern, Beilen und Prügeln bewaffnet, vor das Gemeindehaus zogen. Dort schickten sie unter dem Geschrei: „Tod dem Bürgermeister!“ eine große Menge Holz auf und verbrannten das Gebäude in Brand zu stecken. Nun schritten die Carabinieri ein, und es kam zu einem kleinen Gefechte, in welchem die Hüter der öffentlichen Sicherheit in die Flucht geschlagen wurden. Nähere Nachrichten über dieses gemüthliche Intermezzo fehlen.

Aus Malta wird gemeldet, daß bei der Ankunft eines nach Tripolis bestimmten türkischen Dampfers, mit 60 Verbrechern an Bord, die Letzteren in Meuterei ausbrachen und die türkische Bedeckung angriffen. In dem darauf sich ent-

Der Pulsschlag war stark und das Athmen regelmäßig, obgleich sehr tief. Ohne besondere Angst verließ sie den Anaben wieder, um an ihre Arbeit zu gehen, und das Abendessen für ihre Kameraden zu bereiten.

„Tony, seh einmal nach dem Anaben, er schläft schon stundenlang sehr fest,“ sagte sie zu ihrem Gatten, als dieser sich gefügigt hatte.

Sie gingen zusammen zu ihm hin.

„Denk Du, daß er sterben würde?“ fragte die Frau ihn besorgt.

„Nein, ich möchte aber, er stürbe.“

„Und die Polizei, und der Leichenbeschauer, und der Doktor.“

„Ja, ja, das ist zu erwägen,“ sagte Betigrew, sich dicht über Rupert neigend. „Weiß, was hast Du gemacht, ich rieche Opium.“

„Das ist nicht wahr!“

„Ja, Du Glende. Was wolltest Du mit dem Jungen, sprich!“

„Nichts, gar nichts, ich habe ihm nichts gethan, und von Opium weiß ich nichts, auf Ehre und Gewissen!“

„Deine Ehre und Dein Gewissen sind nicht mehr werth, als ein falscher Heller!“

Als die ganze übrige Gesellschaft eingeschlafen war, und hier und da unter dem kleinen Zelte oder neben der verglimmenden Asche des bereits erloschenen Feuers lag, sah Frau Betigrew noch mit hochgezogenen Knien da, um welche sie ihre Arme geschlungen hatte und sann nach. Sie blickte weit in die Zukunft. Endlich stand sie auf, entzündete einige trockene Zweige und braute eine Tasse sehr starken Kaffee, diesen trank sie löffelweise Rupert ein. Zu ihrer großen Befriedigung schluckte er ihn hinunter ohne zu erwachen. Nach einer Weile wurde sein Athem leichter und sein Schlaf natürlicher. Erst spät am Morgen öffnete Rupert die Augen, aber der lange Schlaf hatte ihn nicht erfrischt, der Kopf schmerzte ihn, es schwindelte ihm und er glühte wie im Fieber.

Die Landstreicher waren seinetwegen genöthigt, ihren Aufbruch um zwei Tage zu verschieben.

Frau Betigrew, welche größtentheils allein bei ihm gelassen wurde, hatte ihr Benehmen gegen ihn vollständig geändert. Sie kochte für ihn, so gut sie nur immer konnte und behandelte ihn mit Ehrerbietung, Rupert begann ihre früheren Rohheiten zu vergeffen, und sie als seine einzige Freundin zu betrachten. Sie waren mehrere Tage durch das Hochland

spinnenden Sandgemenge wurden drei Sträflinge getödtet und einer verwundet, während vier türkische Soldaten gleichfalls Verletzungen davontrugen. Der Gouverneur von Malta beanpruchte die Jurisdiktion in der Affaire; aber der türkische Konsul opponirte dagegen aus dem Grunde, daß der Dampfer der ottomanischen Regierung gehöre.

Nach vierundfünfzigjähriger Verbannung von der Heimath ist einem der polnischen Revolutionshelden von 1830, Ignaz Domejlo, die Rückkehr nach Warschau gestattet worden. Die jetzige polnische Generation verehrt in ihm einen der gefeiertsten polnischen Veteranen; er war ein Freund von Mickiewicz, und wie dieser ein begeisteter Kämpfer für die Unabhängigkeit seines Volkes. An der ersten polnischen Revolution nahm er einen hervorragenden Antheil. Fünfzig Jahre lang lebte er seitdem fern von seiner Heimath. Natürlich liegen sich die Landsleute Domejlo's nicht nehmen, ihn, der heute ein 83jähriger gebrochener Greis ist, würdig zu empfangen. Die Warschauer Universität, die Gesellschaft, veranstalteten ihm großzügige Ovationen, an denen sich die ganze polnische Intelligenz betheiligte.

Auch General Buttler hat zu der nächsten Präsidentschaftswahl in den Vereinigten Staaten eine Adresse erlassen, worin er seine Auffassung zum Präsidentschaftskandidaten annimmt. Er tadelt beide Parteien im Staate und sagt, daß Volk könne Nichts von ihnen erlangen, da die Demokraten ihre früheren Prinzipien aufgegeben haben, und die Republikaner Monopole begünstigen. Er rath den Wählern an, eine dritte Partei, genannt die „Volkspartei“, zusammenzusetzen aus Arbeitern, Anti-Monopolisten und allen Soldaten, die unzufrieden sind, zu bilden, welche das Machtgleichgewicht zwischen den zwei existirenden Parteien halten soll. Er empfiehlt seinen Anhängern bei der Zusammenstellung ihrer „Wahldelegation“ in jedem Staate eine Fusion mit der muthmaßlichen Minorität zu bewerkstelligen.

Krieg zwischen Frankreich und China scheint nach einer Depesche der „Agence Havas“, des offiziellen Telegraphenbureaus der französischen Regierung unvermeidlich. Die Note lautet: Ungeachtet der Fristen, welche nacheinander der chinesischen Regierung gewährt wurden, und der Mäßigung der französischen Unterhändler hat das Kabinett von Peking definitiv jede Satisfaction für den Verrath von Langson abgelehnt und seine Bevollmächtigten von Shanghai abberufen. Die französische Regierung mußte sodann an die chinesische Botschaft eine letzte Aufforderung richten. Der Generalleutnant Patenotre erhielt demnach den Befehl, dem Tsung-Li-Hamen das Votum des Parlaments zu notifiziren und demselben zu erklären, daß die Entschädigungssumme definitiv mit achtzig Millionen, zahlbar in 10 Jahren, festgelegt wurde und daß wenn binnen 48 Stunden diesem Verlangen nicht entsprochen werden sollte, Admiral Courbet beauftragt würde, sofort die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um Frankreich die ihm schuldigen Entschädigungen zu sichern. Die Frist ist heute um 1 Uhr Nachmittags abgelaufen. Im Laufe des heutigen Tages erfuhr der chinesische Minister um eine Audienz bei dem Minister-Präsidenten Ferry, nachdem er vom Tsung-Li-Hamen den Befehl erhalten hatte, auf seinen Posten nach Berlin zurückzulehren. Li-Kong-Pao nahm von Ferry Abschied, welcher ihm sofort seine Pässe ausfolgte ließ.

Politische Wochenplauderei.

R. Wiederum ist eine Woche verfloßen; ein kleiner Zeitabschnitt im Menschenleben, und doch hat oft eine Woche an Bedeutung reichlich ein Jahrzehnt aufgewogen. Der verfloßenen Woche können wir freilich keine große Bedeutung beilegen, sie hat den Kulturfortschritt der Menschheit nicht sonderlich gefördert. Aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas sind im Laufe der vergangenen Woche hauptsächlich Berichte über die bevorstehende Präsidentschaftswahl gelangt, welche zeigen, daß der Stimmenfang jenseits des Ozeans augenblicklich an der Tagesordnung ist. Für beide dort um die Herrschaft ringenden Parteien kommt es auf die Stimmen des arbeitenden Volkes an; diese gilt es einzufangen. An Versprechungen lassen es weder die Demokraten noch die Republikaner fehlen; allein sobald die eine oder die andere Partei mit Hilfe des arbeitenden Volkes siegt, hat, so vergißt sie alle Versprechungen und — der Mohr, der seine Schuldigkeit gethan hat, kann demnächst gehen. — Ist es in den Vereinigten Staaten die Präsidentschaftswahl, welche unsere Aufmerksamkeit erregt, so sind die neuesten Nachrichten aus Afrika nicht minder im Stande, unsere Blicke auf den „schwarzen Kontinent“ zu ziehen. Unseren deutschen Liberalen sind ganz aus dem Häuschen und schäumen in einem Meer von Wonne, weil einige Brivallenteur der Küste Afrikas kleine Länderstrecken „erworben“ haben, nun, wie es heißt, unter dem Schutze des Deutschen Reiches gestellt werden sollen. Wir wissen nicht, in welcher Weise diese Herren zu besagten Landstücken gekommen sind; aber das wissen wir, daß es dort sehr leicht ist, Länderstrecken zu erwerben. Es giebt nichts Eifrigeres, als die Behauptung, daß derartige Länderstrecken dem Vaterlande ganz befremd-

von Leicester gewandert, ehe Rupert den Verlust seiner Maroquinmappe entdeckte.

Er vermuthete sogleich, daß man sie ihm während seines tiefen Schlafes genommen hatte. Zuerst sprach er mit Frau Betigrew darüber.

„Erwähnen Sie nur nichts gegen meinen Mann, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, junger Mann. Er ist gewaltig böse und könnte leicht an Ihnen sich vergreifen. Was einmal so stehen ist, läßt sich nicht mehr ungeheben machen.“

„Aber ich werde mich doch nicht beschlehen lassen, und ruhig dazu schweigen,“ wandte Rupert ein und stellte sich zur Rede. Der Landstreicher fuhr ihn ungestüm an.

„Wofür hältst Du uns Anabe? Eine Pfundnote, ich Du, und eine Mappe mit goldenem Schloß? Ich glaube nicht Wort davon. Wenn wir nicht Männer von Ehre wären, würden dann hochwürdige Buschen mit goldenen Schloßern und Pfundnoten sich zu uns gestellt haben?“

Dasselbe erklärte die Andere, versichernd, daß wenn wirklich etwas verloren hätte, dies ihm unterwegs begegnet sein müsse. Sie Alle beargwöhnten Frau Betigrew, und zu verschiedenen Zeiten durchwühlte jeder Einzelne von ihnen das gekammte Gepäck der Frau ihres Führers, aber ihr Bemühen sich in den Besitz der erwünschten Beute zu setzen, fruchtlos.

Weiter und weiter wanderten die Strolche, bis die letzten Novembertage sie in die trüben Gassen von Glasgow landeten. Dort brachten sie den Winter zu.

Der arme Rupert war zu abgeriffen und zu elend in seiner freien fessellosen Jagd nach Ruhm und Geld, um einen Versuch zu wagen, seine Lage zu verbessern. Der kleine, wöhnliche Schüler von Eton war in seiner gegenwärtigen Schwach die er bitter empfand, vollkommen hilflos und ohne Rath zu aufzurufen, um aus dem Sumpfe zu entkommen, in den er gerathen war.

James Briglen hatte Tony eingeschürt, von Scherben nach Irland zu gehen, und Sir Rupert niemals wieder auf englischen Boden zu bringen. Aber Tony wollte noch mehr Geld von seinem Gönner erpressen, indem er sich wieder in die Nähe von London begab.

So geschah es, daß diese Bande von Schurken im Jahre wieder in der Nachbarschaft der Barth'schen und Bide'schen Güter in einem engen Thal ihr Lager aufgeschlagen hatten. Angst war in jedem Gesicht zu lesen, und die furchtbaren Hoffnungen trafen Anstalten, sich heimlich von den Gefährten trennen. (Fortsetzung folgt.)

Vorteile bieten würden. Oder sollte man von Seiten der Schnapsbrenner in der Hoffnung schwanger gehen, daß die Reger und Kasser in eifrige Schnapskonsumenten werden könnten? Sollte man Willens sein, durch den Schnaps die „Wilden“ der Kultur zuzuführen? Möglich ist, daß diese Hoffnung unsere „Kulturfreunde“ befeuert. Allein eines mögen die Herren Vandalen nicht vergessen, daß nämlich aus der dümmsten Rasser oder Reger nicht Willens sein wird, für sie irgend welche Arbeit zu verrichten, es sei denn auf kurze Zeit. In irgend eine Fabrik oder ein Loch läßt sich auf die Dauer der schwarze Mann nicht zwängen, wenigstens nicht freiwillig und der deutsche Arbeiter wird sich, abgesehen davon, daß das Klima ihn so wie so bald hinraffen würde, schwerlich bewegen fühlen, das zu thun, was der schwarze Mann unter seiner Würde hält, nämlich die Kasten für die Herren aus dem Feuer zu holen, sich die Hände, wenn überhaupt welche da sind. Oder aber, sollte man sich in der Hoffnung wagen, daß durch Einführung einer „strammen“ preussischen Disziplin aus den Küstenstrichen Afrikas ein modernes Klein-Deutschland zu machen sei? Schöne Träume! Die Wälder und Flüsse Afrikas sind groß genug auch dem Raum zu bieten, der sich an keine strammen Geleise gebunden fühlt. — Wenn an der Küste Afrikas ein Eldorado vorhanden wäre, dann hätten die geriebenen englischen Geldmänner, die in Kolonialsachen hundertmal gewogener sind, längst von diesen Landstrichen Besitz ergriffen. Allein die Erfahrungen in Süd-Afrika haben die Engländer veranlaßt, ihre Hände nicht auf dieses Küstenland zu legen; obgleich sie durch keine Macht hätten veranlaßt werden können, von einer Beschlagnahme Abstand zu nehmen. Doch je mehr England in fremden Ländern kolonisierte, desto schlechter kolonisierte es im eigenen Lande. In den Kolonien welche sich der Vortrefflichkeit Englands erfreuen, hatten noch Milliarden Ackerlandes der fleißigen Hände und in der Hauptstadt des Mutterlandes sind die Menschen in Höhlen und Böhren eingesperrt, die jeder Beschäftigung spotten. Und haben sich in Irland bessere Zustände entwickelt, seitdem die auswärtigen Kolonien sich vergrößert haben? Am Gegenteil, je mehr auswärtige Kolonisation, desto schlechter innere Kolonisation und daher haben wir an England ein Beispiel, wie wenig der Gesamtteil im engeren Vaterlande auswärtige Kolonien nützen. — Das elektrische Kronzeugen-System hat sich wieder einmal in England in seiner ganzen Hässlichkeit gezeigt, es hat sich herausgestellt, daß die Bezeugen durch den Kronanwalt verleitet wurden, falsche Aussagen zu machen, auf Grund deren drei Irländer hingerichtet worden sind. Was wird die „liberale“ englische Regierung mit dem Kronanwalt thun?! Redensfalls muß ein dergleichen Vorkommnis alle denkenden Menschen veranlassen, ein besseres System entschieden zu verurteilen. Was soll man aber davon denken, daß noch vor ganz kurzer Zeit bei Gelegenheit des Prozesses gegen den Kommissionsrat Dickhoff die „Berliner Volkszeitung“ für Kronzeugen plauderte?! Und solche Leute haben den Mut, sich als wahrhaft „freiwillig“ dem Deutschen zu präsentieren?! — Auch aus Frankreich bringen liberale Zeitungen Schauernachrichten; die französische Regierung soll zwei Spione nach Koblenz geschickt haben, um Festungspläne auszuforschen. Nachdem alle Vierhundert in die übliche Gänsehaut gefahren waren, kommt jetzt die Nachricht, daß die Spione schon wieder in Freiheit gesetzt wurden und die liberale Presse hat nun die allerdings nicht leichte Aufgabe, den Billisten wieder zu beruhigen. — Auch in Belgien steht es wunderbar aus; nachdem die Liberalen durch einen Wortschwall von Freiheitsphrasen und den sonst üblichen Spektakel das arbeitende Volk umgebracht haben, wird ihnen jetzt angst und bange um die eigene Existenz. Sie saltendie Hände und rufen: „Herr, die Geister, die ich rief, wird ich nun nimmer los!“ Nun, wir wollen hoffen, daß die erwachten Geister sich nicht an den süßen Liberalismus lehnen, sondern einmal auf dem Plane verfahren werden, wirklich Gutes zu erreichen. — Aus Russland sind wiederum Attentate gemeldet worden; wann wird aus Russland einmal etwas Gutes kommen? — Norwegen macht, wenn auch langsam, Kulturfortschritte; ein neues Wahlgesetz ist erlassen worden, das aber, weil es noch viel zu wünschen übrig läßt, von den Arbeitern Norwegens mit Recht einer abschließenden Kritik unterzogen wird. — In Deutschland haben die letzten Tage so recht deutlich gezeigt, weshalb man von konservativer und nationalliberaler Seite die Jünfler zerteilt. Auf die Stimmen der kleinen Handwerker spekulieren diese Herren, wer kann auch den Handwerker besser vertreten, als so ein konservativer Baron oder Großfabrikant sich wohl in Häuschen laßt, wenn er die Stimmen von solchen kleinen Handwerkern erhält, die ihre Selbstständigkeit dadurch zu wahren suchen, daß sie den Votum zum Gewinner machen?! — „Wo alles liegt, kann Karl allein nicht helfen.“ so dachten jedenfalls die Hausbesitzer als sie einen Kongreß nach Kassel einberiefen. Die Kongresse sind ja an der Tagesordnung und wenn die Jünfler und andere Wackelstiele goldene Zukunftspläne geschmiedet haben, so kann man sie von dem armen Hausbesitzer auch nicht verargen, wenn sie von dem Golde welches die Zukunft bringen soll, auch für sich etwas aussuchen wollen. Der bekannte Herr Wöniger, Vorsitzender des Vereins Berliner Hauswirthe, hat die Noth der Hausbesitzer klargelegt, aber auch konstatiert, daß bereits eine Besserung — natürlich für die Hausbesitzer — vorhanden sei. „Arme Hauswirthe!“ Ja, was haben diese Kerntzen nicht alles zu leiden, wie müssen sie sich plagen und schänden um im Kampf ums Dasein, ihre Existenz zu fristen?! Es ist ein schweres Geschäft, Hauswirth zu sein; vom frühen Morgen bis zum späten Abend an jedem ersten des Monats das Geld in Empfang zu nehmen, um es alsdann in den folgenden 29 Tagen wieder auszugeben! Man muß eben Hausbesitzer gewesen sein, um dieses schwere Leben beurtheilen zu können.

Lokales.

Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein. — Angst Umland, und gewiß ist die Stille, die Ruhe eines der Haupterfordernisse des Friedhofes. Ein jeder Mensch mag er einer Religionsgemeinschaft angehören, welcher er will, mögen seine religiösen Anschauungen noch so wenig mit den herrschenden Ansichten übereinstimmen, oftmals wird er sich gedrängt fühlen, lieben, verstorbenen Angehörigen an ihrer letzten Ruhestätte einen Besuch abzustatten. Jedermann weiß, daß es gerade der Arbeiter ist, der in der Pflege der Gräber seiner Todten anderen Ständen mit leuchtendem Beispiel vorangeht. Wohl ist es ihm unmöglich, seiner todtten Frau, seinen Kindern Karmordentmaler zu setzen; der Mann, der vielleicht blutend und leblos eines Tages von seiner Arbeitsstätte in seine Wohnung getragen wurde und den eine bleiche, trostlose Frau und weinende Kinder empfangen, — er ruht in seinem Grabbegräbniß, seine eiserne Tafel mit goldenen Buchstaben verkündet der Nachwelt seinen Namen und seine Thaten, dennoch werden ihm oft heißere Thränen nachgeweiht als einem Begüterten, dessen Tod von lachenden Erben schnellst herbeigewünscht wurde. Und man soll die Welt, die im Herzen des Volkes ruht, ehren und pflegen, man soll den Armen und Elenden, die hinausgehen, um eine stille, wehmüthvolle Stunde am Grabe eines theuren Entschlafenen zu verbringen, dieses schmerzliche Geschäft erleichtern; man soll durch die Umgebung der Gräber dafür sorgen, daß dem Tode des Grauenhafte, Schreckensvolle, welches er für viele Menschen immer noch hat, möglichst genommen werde, daß eine wohlgeordnete, saubere Umgebung das Gemüth des Trauernden in eine verständliche Stimmung versetzt; man soll es vermeiden, durch Unordnung und Unsauberkeit trübe Bilder in der Seele der Leidtragenden

wachzurufen. Der jemals den alten Jakobi-Kirchhof besucht hat, wird finden, daß sich hier Alles in schönster Ordnung befindet, saubere Wege führen zu den Gräbern, diese selbst sind gut erhalten und auf das sauberste gepflegt. Dieser Kirchhof bildet nach jeder Hinsicht einen wirklichen Schmuckplatz, und es mag das wohl daher kommen, daß er von dem begüterten Theil der Gemeinde benutzt wird. Ein ganz anderes Bild bietet dagegen der Neue Jakobi-Kirchhof. Die Wege sind vor Unkraut kaum zu erkennen, geschweige dem zu pastren, die Gräber verfallen und unter dem Gestrüpp, welches stellenweise halbe Mannshöhe erreicht, kaum noch zu bemerken. Während man überall zu spüren sucht und aus den Ertragnissen des Grund und Bodens möglichst Vortheil zu ziehen trachtet, scheint das hier nicht der Fall zu sein, man läßt das Gras hier einfach an der Sonne verdorren, statt es rechtzeitig zu schneiden und als Düngung zu verwerten. Freilich hier ruht der ärmere Theil der Gemeinde, vorwiegend Arbeiter, und da scheint es nicht so notwendig zu sein, daß man in so sorgfamer Weise verfährt, wie bei den todtten Reichen. Die Arbeiter-Witwen kann allerdings keine großen Opfer bringen für die Grabsstätte ihres Mannes, auch der Arbeiter, der vielleicht mit unerzogenen Kindern zurückgelassen ist, kann von seinem geringen Verdienst schwerlich etwas erübrigen, um die Kirchhofverwaltung zu unterstützen. Es beleidigt überhaupt das Herz eines jeden fühlenden Menschen, daß heut zu Tage kirchlicher Seite Nichts ohne gleich baare Bezahlung vollstreckt wird, man wird sich mancher Scenen noch erinnern, die in dieser Beziehung viel böses Blut machten, aber wo vorwiegend Liebe und Milde gepredigt wird, da sollte man dieselbe durch Thaten beweisen, man sollte wenigstens zeigen, daß nach dem Tode Standesunterschiede aufhören.

Der Lust hat, drei Jahre für billiges Geld zu arbeiten und außerdem in Uniform zu stehen, kann sich beim Bezirks-Kommando des Reserve-Landwehr-Regiments Nr. 35 zu Berlin melden. Genanntes Kommando sucht gegenwärtig zur Einstellung am 1. Oktober d. J. einige junge Leute, welche im Bureaufach mit Erfolg gearbeitet haben, sowie einen Buchbinder und Steindruckers als dreijährig Freiwillige. Qualifizierte Personen, welche mindestens 19 Jahre alt sind, können sich melden. Vaterlandsvertheidiger und Buchbinder zu gleicher Zeit zu sein, das ist eigentlich ein Bischen viel verlangt, außerdem dokumentirt das besser als alles Andere die Fürsorge des Staates für den Arbeiter, denn billiger kann wohl schwerlich gearbeitet werden als beim Militär, und was die Buchbinder im Civil, die doch auch zur Erhaltung des Militärs beitragen, thun sollen, wenn ihre militärischen Kollegen ihnen ihre Arbeit vor der Nase wegnehten, das dicke gewiß ein Räthsel.

Die Carl Hagenbed'sche Singhalesen-Karawane veranlaßt heute eine förmliche Völkerwanderung nach dem Ausstellungspark (frühere Hygiene-Ausstellung). Schon in der frühesten Morgenstunde war das Stabtablissement an sämtlichen acht Kasernen von Schaulustigen besetzt, die des Momentes der Eröffnung um 9 Uhr früh gewärtig waren. Bis Mittags 12 Uhr hatten ca. 8000 Erwachsene und etwa halb so viel Schulkinder die Kontrollen passiert. Bis Nachmittags 4 Uhr stieg die Besucherzahl auf 12000 Personen, so daß anzunehmen war, daß bis zum Kaschenschluß Abends 7 Uhr gegen 15000 Besucher den erotischen Gärten eine Antritts-Bisite abgestattet haben. Die Eingeborenen Ceilons haben sich bereits vollständig häuslich eingerichtet; sechs indische Wohnhäuser (Bangalos) sind inmitten der Gärten aufgestellt und gewöhren so einen äußerst pittoresken Anblick, namentlich imponirt der Bangalo des Kandjan Chief Bao Kalleke Kellumbe Ukubanda, über dem die roth-weiß-gelbe Fahne mit dem singhalesischen Löwen weht. In der Mittagspause von 12-2 Uhr machte ein Theil der fremdartigen Gäste der Residenz in 6 prachtvollen Equipagen einen Besuch und verweilte es sogar nicht in dem am Schloßplatz gelegenen Restaurant von Helms zum Frühstücken einzuleiten.

Das Raubthierhaus unseres zoologischen Gartens, dessen günstige Justiratslage weit bekannt ist, ist wiederum um ein junges Käpchen reicher geworden, welches an Seltenheit, wie an Possirlichkeit dem jungen Tiger wohl Konkurrenz machen wird. Der Neugeborene ist ein junger indischer Panther, Sprößling des von Herrn William Schönland geschenkten prachtvollen Boares. Dasselbe hat schon mehrmals Nachkommenschaft gehabt, indeß war es nicht möglich sie zu erhalten, da die Mutter, von einem widernatürlichen Gefühl getrieben, dieselbe jedesmal auffraß. Diesmal nimmt sie ihre Pflichten besser wahr und es ist jetzt, nachdem sie das junge Thier schon mehrere Tage gesaugt, Hoffnung auf Aufzucht vorhanden. Der junge Tiger, welcher sich im gegenüberliegenden Käfig befindet, gedeiht vortreflich und Alt und Jung freuen sich, wenn jener mit der auf und abgehenden Mutter Schritt halten will. Wenn er dabei häufig einen Burzelbaum schlägt oder auf dem schrägen Boden des Käfigs herabrollt, so erhöht das nur die Komik. Ferner ist die Bärensammlung um ein drolliges Käpchen vermehrt, indem Herr Gumbinner, hier einen munteren, etwa halb-jährigen finnländischen Bären schenkte. Auf dem Schiffe, das ihn über die Ostsee trug, hat er das Biertrinken gelernt und es gleich zwei Gläser des braunen Getränkes zu sich zuweilen macht sein Wärter mit ihm eine kleine Spazierfahrt auf dem See und es scheint dem kleinen Bären große Freude zu machen, wenn er dem Rahn nachschwimmen muß.

Zwei schwarze Schwäne entflohen. Von den vielen Wasservögeln, Pelikane, Canada Gänse, Land-Enten etc., die Herr Carl Hagenbed aus Hamburg, bekanntlich der Unternehmer der augenblicklich hier Sensation erregenden Singhalesen-Ausstellung, zur Bevölkerung des großen Sees im Ausstellungspark hierher geschickt hat, sind heute zwei äußerst seltene schwarze Schwäne entflohen. Alle Nachforschungen in der Umgebung Berlins hatten bisher kein Resultat. Herr Carl Hagenbed hat, wie uns mitgetheilt wird, eine namhafte Belohnung auf die Wiedererlangung dieser seltenen Thiere ausgesetzt und bittet alle diebezüglichen Meldungen an das Direktions-Bureau der Carl Hagenbed'schen Ceylon Expedition 1884 im Ausstellungspark (Eingang Alt-Neubau) gelangen zu lassen.

Ein Prairiebrand en miniature fand gestern an der Ecke der Wiener- und Bauysertstraße statt, und verursachte einen bedeutenden Menschenauflauf. Dasselbe befanden sich große umgekehrte Klöße, die dicht mit Gras bestanden sind, das aber unter der Wucht der Augustsonne vollständig vertrocknet ist. Wahrscheinlich haben nun Kinder dasselbe angezündet, oder ein Vortübergehender eine noch glimmende Zigarre über den Jaun geworfen, genug gegen Mittag stand das Gras in vollen Flammen zum größten Gaudium der aus der Schule heimkehrenden Kinder, die recht laut und unabweidlich den Wunsch äußerten, daß auch die Häuse niederbrennen möchten, damit ihnen die vollständig brach liegenden Klöße zum Spielen zugänglich würden.

Eine zärtliche Ehegattin. In der Gerichtstraße wurde ein Ehepaar bemerkt, daß sich schon seit einiger Zeit bestig jankte. Hierbei entfiel der Frau eine Porzellananne, die sie in der Hand hatte, und zerbrach. Durch den Verlust gerieth die Frau derartig in Zorn, daß sie mehrere der Scherben ergriff und diese dem Manne mit solcher Hestigkeit gegen den Kopf warf, daß einer im Fleisch stecken blieb und die anderen dem Manne nicht unbedeutende Verletzungen beibrachten. Ein in der Gerichtstraße wohnender Arzt zog mit vieler Mühe den Scherben aus der Wunde und verband dann den Kopf des Mannes.

Ein junger Abenteuerer. Der 19 Jahre alte Sohn eines hiesigen wohlhabenden Restaurateurs und Eigentümers hat es für gut befunden, seine Hundstagsferien noch auf un-

bestimmte Zeit zu verlängern. Veranlassung hierzu bot, wie „Staatsb.“ meldet, ein Umstand, der eines romantischen Anstrichs nicht entbehrt. Das Schöndchen glaubte nämlich die Ruhe der Ferien nicht besser ausnützen zu können, als einer 17-jährigen Schönen, die vom Papa als Buffetedame engagirt worden war in aller Form den Hof zu machen. — Dem aufmerksamen Familienoberhaupt entging das heimliche Treiben des unerfahrenen Pärchens nicht; da mußte energisch eingegriffen werden, um großen Verdrißlichkeiten für die Folge vorzubeugen. In Durchführung dieser Absicht wurde das Dämchen entlassen, über deren Verbleib aber ein mehrtägiger Stubenarrest verhängt. Das Schöndchen scheint nun aber nicht gewillt gewesen zu sein, sich einer so weit gehenden Disziplinargewalt des Vaters zu fügen. Seit etwa 14 Tagen ist der junge Mann spurlos verschwunden und trotz der umfassendsten Nachregeln, zu denen namentlich die unausgesetzte Beobachtung des erwähnten jungen Mädchens gehörte konnte bisher über den Aufenthalt des Ausreißers nichts in Erfahrung gebracht werden, obwohl zur Erreichung dieser Absicht weder Mühen noch Kosten gescheut worden sind. Da sich das verirrte Schöndchen vor seinem Weggehen reichlich mit Geld versehen hat, so ist die Annahme eines Selbstmordes aus falschem Ehrgefühl ausgeschlossen. Hoffentlich stellt sich der junge Mann bald wieder bei den schwer betäubten Eltern ein.

Ueber einen mittelst Einsteigens in ein Fenster in der vergangenen Nacht verübten größeren Diebstahl geht uns folgende Mittheilung zu: Die in der Michaelstraße Nr. 18 wohnende Familie Sp. befindet sich in Sommerwohnung, ihre Geschäftslokalitäten in demselben Hause werden von zwei erwachsenen Söhnen bewacht. Als dieselben gestern Abend gegen 11 Uhr nach Hause kamen, herrschte in der Wohnung eine so drückende Hitze, daß sie die Fenster öffneten und später auch nicht schloßen, sondern sie vor dem Schlafengehen nur anlegten. Als der ältere Sp. während der Nacht erwachte, wollte er nachsehen, wie es spät es sei. Er suchte auf den Nachttisch nach seiner Taschenuhr, konnte dieselbe aber nicht finden und da es noch graute, so legte er sich wieder hin und schlief weiter. Um 7 Uhr Morgens erwachten die beiden Brüder und bemerkten nun sofort, daß die nur angelegt gewesenen Fenster weit offen standen. Nicht wenig erschreckt sie aber, als sie Uhr und Kette nicht vorfanden. Als sie auch die in einer Kravatte befindlich gewesene goldene Einsteknadel mit einem Edelstein vermishten, war es ihnen klar, daß Diebe während der Nacht in die Wohnung gewesen und durch die Fenster gestiegen waren. Bei der nunmehr vorgenommenen Revision der Wohnung stellte es sich heraus, daß die Diebe noch diverse Gold- und Silberfachen, sowie auch bares Geld gestohlen hatten. Der sofort befragte Nachtwächter erinnerte sich, gegen 2 Uhr Nachts einen Menschen vor dem Hause Michaelstraße 18 auf- und abgehen gesehen zu haben; er habe aber nicht vermuthet, daß das ein Dieb sei, dessen Komplizen der Sp. seinen Wohnung einen Besuch abgestattet hätten. Die Bestohlenen haben bereits der Kriminalpolizei von dem Vorgange Mittheilung gemacht.

Ein großer Erzeß wegen eines Scharfrichtergehilfen. Bei welchem dieser übel zugerichtet wurde, veranlaßt gestern in der Lindenstraße einen bedeutenden Menschenauflauf. Der Scharfrichtergehilfe Nr. 27, Namens Rabe, hatte vor dem Hause Nr. 106 einen ohne Steuermarkte herumlaufenden Hund mit der Schlinge weggefangen, was die Entrüstung einer Anzahl von Passanten hervorrief. Etwa zehn, den besseren Ständen angehörige Leute bedrängten den Scharfrichtergehilfen derartig, daß er sich mit Gewalt von den ihm drohenden Menschen zu befreien versuchte. Blöthlich trat nun ein Subjekt, einer jener Strothe, welche stets bei dergleichen Anlässen auf der Bildfläche erscheinen, auf den Scharfrichtergehilfen zu, zog einen harten Gegenstand aus der Tasche (anscheinend ein zusammengeschnittenes Messer) und hieb auf den Kopf des Scharfrichtergehilfen ein. Blutüberströmte wurde der Verletzte von einem Schutzmänner nach der Sanitätswache in der Wallgrafenstraße 82 gebracht, woselbst fünf Wunden am Kopfe vorgefunden und verbunden wurden. Leider ist es nicht gelungen, den Uebelthäter festzunehmen, da sich derselbe bei Annäherung von Schutzeuten aus dem Staube machte. Der Scharfrichtergehilfe ließ sich den gefangenen Hund trotz der Bedrängniß und der empfangenen Schläge nicht entziehen; derselbe wurde von seinem Besitzer wieder eingelöst. Außer den gedachten Verletzungen erhielt der Scharfrichtergehilfe noch eine Bißwunde an der Hand, die ihm der gefangene Hund zugefügt hatte. Rabe hat übrigens schon einmal bei Ausübung seines wenig beneidenswerten Berufes, und zwar bei Charlottenburg, den Unmuth des Publikums ertragen müssen. Damals war es ein Westfäling im Gesicht, dessen Narbe noch heute zu sehen ist.

Selbstmord. In einem Hotel der Wallgrafenstraße stieg am 20. d. M. Abends eine Dame im Alter von etwa 40 Jahren ab, welche sich Witwe L. Choaz aus Danzig nannte und angab aus Danzig hergekommen zu sein, um hier mit einer Familie aus Kösen zusammenzutreffen, und am folgenden Tage weiter reisen zu wollen. Da am folgenden Tage bis Nachmittag 1 Uhr die Dame nicht aus ihrem Zimmer herauskam, und auch die von Innen verschlossene Thür auf Klopfen nicht geöffnet wurde, so wurde die Thür von einem Schloffer geöffnet und die Fremde wurde im Bett leblos vorgefunden. Ein herbeigerufener Arzt erachtete als Todesursache eine Cyanalkali-Bergiftung, und das Gift dürfte sich in einer neben dem Bett stehenden leeren Medicinflasche befunden haben. Bei der Verstorbenen sind irgend welche Legitimationspapiere nicht gefunden worden, und im Fremdenbuch hat sie sich als „Rentiere“ bezeichnet und ihr Alter auf 39 Jahre angegeben. Reisegepäck hat die Dame gar nicht mitgebracht, zur Erklärung dieses Umstandes hatte sie angegeben, daß sie ihr Gepäck auf dem Bahnhof zurückgelassen hätte. Ihre Garderobe bestand aus einem schwarzen Atlaskleid mit Cachemir-Neckertuch und Berlebesatz, einem Jaquet aus schwarzem gepreßten Blüsch, schwarzem Umhang mit Berlebesatz, schwarzem Strohhut mit schwarzer Feder und schwarzer Bandschleife nebst Agraffe. Die Wäsche ist mit den Buchstaben C. L. gezeichnet. An Schmuckstücken hatte die Dame ein Emaille-Armband und eine goldene Damenuhr nebst Kette bei sich geführt.

Ueberfall. Der Fuhrwerksbesitzer Jakob Kellner, Führer einer Droschke erster Klasse, Reinickendorferstraße 25 wohnhaft, wurde in der vergangenen Nacht in der Schattenstraße von mehreren seiner Kollegen überfallen und mit einem scharfen Instrument derartig zugerichtet, daß er eine Kopfwunde von 17 Centimeter Länge sowie zwei Wunden an der linken Hand erhielt und einen großen Blutverlust zu beklagen hat. Dem K., der in Folge der erhaltenen Verletzungen vorläufig seinen Beruf nicht ausüben kann, wurde in einer Sanitätswache die erforderliche Hilfe zu Theil. K. hatte den Mismuth seiner Kollegen dadurch erregt, daß er am Nachmittage mehr Fuhrren gehabt hat, als jene.

Eine schwere Verletzung zog sich gestern Abend ein hiesiger junger Kaufmann auf folgende Weise zu: Derselbe befand sich in einer Gesellschaft und belustigte dieselbe durch Kunststücke mit einer Flasche. Durch eine Unvorsichtigkeit zerbrach dieselbe und der junge Künstler schnitt sich mit den Muskeln und verursachte eine heftige Blutung. Der junge Mann eilte nach der 1. Sanitätswache in der Brüderstraße, woselbst ihm der Arzt nicht weniger als 5 Nähte anlegen mußte.

Gerichts-Zeitung.

Ein Attentat auf die Mildthätigkeit seiner Mitmenschen fand heute vor der 90. Abtheilung des hiesigen

Schöffengericht eine gebührende Abhandlung. Der Arbeiter Johann Gottfried Nabel erschien am 19. Juli cr. bei einer Frau in der Schwedterstraße 17, theilte ihr, auf seine verbundene Rechte deutend, aus welcher das Blut herabstriefte, mit, daß ihm soeben in seiner Werkstatt die drei Finger der Hand abgequetscht seien, und bat um ein klein Almosen, damit er wenigstens mit der Pferdebahn nach Hause fahren könne. Die Frau, welche durch das den Nabel betroffene Unglück zu Thränen gerührt wurde, ließ sich, obgleich sie selbst in dürftigen Verhältnissen lebt, herbei, dem vermeintlich Verunglückten 20 Pf. für die Pferdebahn und noch 10 Pf. für andere notwendige Bedürfnisse zu geben. Erst als sie zufällig zwei Tage darauf zugegen war, als Nabel dieselbe Geschichte bei einer Bekannten von ihr anbrachte und wieder um das Geld für die Pferdebahn bat, kam ihr zum Bewußtsein, daß sie sich von einem Betrüger hatte erweichen lassen und daß es doch ganz unmöglich sei, daß der Arbeitgeber einen verunglückten Arbeiter ohne Hilfe gelassen haben sollte. Sie veranlaßte daher die Festnahme des frechen Bettlers, der sich gestern wegen dieses Roups vor Gericht zu verantworten hatte. Obgleich das Objekt des Betruges nur 35 Pf. betragen, verurtheilte der Gerichtshof den Angeklagten mit Rücksicht auf die gemeine Gefahr, welche in der Ausbeutung mildthätiger Leute liegt, zu 14 Tagen Gefängnis.

München, 20. August. Eine unsaubere Affaire, welche f. B. viel Aufsehen machte, hat nunmehr vor der Strafkammer des hiesigen Landgerichts in nichtöffentlicher Sitzung ihren Abschluß gefunden. Es wurde nämlich der Professor Ziegler am hiesigen Wilhelms-Gymnasium wegen zweier Verbrechen der widernatürlichen Unzucht zu einer Gefängnisstrafe von sechs Monaten und zweijährigem Ehrverlust verurtheilt. Ziegler hatte sich f. B. nachdem er von einem Genarmen in flagranti erfaßt worden, von München entfernt, war aber dann zurückgebracht und spielte auch einige Zeit den Geistesgestörten, womit er indeß, wie der Ausgang der Verhandlung lehrt, kein Glück hatte.

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

Der Bericht über die Rede des Herrn Stadtverordneten Zugauer in der Mittwoch-Versammlung des Louisestädtschen Bezirksvereins „Vorwärts“, welchen wir in der gestrigen Nummer veröffentlichten, ist in einigen Punkten unzutreffend. Zunächst sprach Herr Zugauer nicht von einem Antrag Singer, der zur Annahme gelangt wäre, das Asyl für Obdachlose vor dem Brenzlauerthor zu erbauen, sondern er wies darauf hin, daß die Arbeiter-Stadtverordneten deshalb für den Magistratsantrag, dort das Asyl zu errichten, der schließlich einer gemischten Deputation überwiesen wurde, gestimmt hätten, um die Frage endlich einmal zur amtlichen Erledigung zu bringen. — Auch folgender Satz des Berichtes: „Bei einer Befichtigung der beiden bestehenden Asyls Seitens der Arbeiter-Stadtverordneten ergab es sich, daß das städtische Asyl viel schlechtere Einrichtungen hatte, als das private, auch diesem wurde zum großen Theil abgeholfen“ enthält insofern eine Ungenauigkeit, als Herr Zugauer die bestimmtere Angabe machte, daß der Magistratsantrag, den Asyl für die Wintermonate des Morgens eine warme Suppe und Brod zu geben auf Antrag der Arbeiter-Stadtverordneten eine Erweiterung dahin erfuhr, daß auch in den Sommermonaten diese Nation ausgetheilt wird. — Ferner sagte Herr Zugauer bei Besprechung des Singer'schen Antrages

auf Vermehrung der Berliner und Reichstagswahlkreise nicht, daß derselbe fallen gelassen, sondern nur, daß er vertagt sei, bis der Landtag darüber entschieden habe.

b. Die Delegirten-Versammlung der Schneider am Freitag Abend in Grätweil's Bierhallen unter dem Vorsitze des Herrn Pfeiffer erledigte einige auf die inneren Organisationsverhältnisse der Lohnbewegung bezügliche Anträge, von denen ein Antrag des Vorsitzenden auf Ergänzung und Erweiterung der Lohnkommission, sowie ein aus der Versammlung herausgestellter Antrag auf Gewährung einer kleinen, angemessenen Zeitversäumnisschädigung für den Vorsitzenden und den Kassirer der Lohnkommission nahezu einstimmig angenommen wurden. Den Hauptgegenstand der Verhandlungen des Abends, zu welchem die Schneider des S. Adamschen Geschäfts besonders eingeladen und theilweise erschienen waren, war das erstunächst beschiedene Maß, in welchem Herr Adam bisher seine unlangst gemachten großen Versprechungen erfüllt haben soll. Wie man sich erinnert, versprach derselbe, demnächst wenigstens seinen Arbeitern auf bessere (Stunden-) Arbeit an Lohn zulegen zu wollen, doch sollen sich bis jetzt nur 5 Mann einer derartigen kleinen Aufbesserung zu erfreuen gehabt haben. Nachdem man sich hierüber allgemein dahin ausgesprochen, daß es notwendig und wünschenswerth sei, in dem betreffenden Geschäft an Stelle der zweierlei Preise einen einheitlichen Lohn tarif durchzuführen, wurde die Lohnkommission beauftragt, sich hierüber mit den betreffenden Arbeitern (des A'schen Geschäfts) in Verbindung zu setzen und überhaupt das Geeignete zu veranlassen. Sodann forderte der Vorsitzende zu regerer Theilnahme der Kollegen an den Delegirtenversammlungen und an der Lohnbewegung überhaupt auf. Keine Werkstätte dürfe sich der Wahl eines Delegirten entziehen und besonders dürfe auch kein Geschäft, welches nur Hausarbeiter beschäftigt, ohne Vertretung durch einen oder mehrere Delegirte sein. Schließlich theilte der Vorsitzende noch mit, daß am nächsten Mittwoch im Louisestädtschen Konzerthaus wieder eine von der Lohnkommission einberufene öffentliche Schneiderversammlung stattfinden wird, auf deren Tagesordnung unter Anderem die Fortsetzung der Diskussion über die Verhältnisse und die Ergänzungswahl der Lohnkommission stehen soll.

In der am Mittwoch Abend abgehaltenen Versammlung des Fachvereins der Tischler referirte Herr Gustav Koedel „über die wahren Ziele und Bestrebungen der Fachorganisation und deren Nothwendigkeit“. Redner weist vor Allem darauf hin, daß die heutige Fach- oder Berufsorganisation dazu geschaffen ist, um die Förderung der Interessen der Mitglieder in jeder gewerblichen Beziehung zu wahren. Das dieses aber unter den heutigen Verhältnissen nicht so leicht durchzuführen ist, bevor wir nicht die Hälfte der Kollegen hinter uns haben, müssen wir deshalb so viel wie möglich darnach streben, Kollegen heranzuziehen, damit wir das Programm, welches wir uns auf die Fahne geschrieben haben, zur Durchführung bringen können. Alsdann find wir in der Lage, die kapitalistische Produktionsweise, die wirtschaftlichen Krisen, die Ueberproduktion abzuschwächen und so viel wie möglich zu verringern. Denn nur durch eine feste Organisation sei es möglich, etwas zu erringen. Alles Uebrige seien nur Palliativ-Mittel, durch welche etwas Dauerndes nicht geschaffen werden wird. Herr Krug macht noch bekannt, daß am Sonntag, den 24. August, eine Partide nach Sabowa stattfindet. Abfahrt Mittags 2 Uhr vom Schleifischen Bahnhof. Ferner sind Billets zu haben zum Besuch des Panoptikums und Aquariums bei Herrn Krug, Gr. Frankfurterstr. 59, 4 Tr. Versammlungen finden regelmäßig des Mittwochs nach dem 1. und 15. eines jeden Monats statt.

Polizeiliches Verbot. Das zum Sonnabend, den 23. d. M. im Haidelslöschchen, Hasenheide 9a, vom Arbeiter-Bezirks-Verein des SW. Berlins veranstaltete Sommerfest ist polizeilich verboten worden. An Stelle dessen findet am 24. August eine Herrenpartie nach Grünau statt. Das Nähere wird später im „Berliner Volksblatt“ bekannt gemacht werden.

Die Lohnkommission der Berliner Schneider berathet am Mittwoch, den 27. August cr., Abends 8 1/2 Uhr nach dem Louisestädtschen Konzerthaus, Alte Jakobstraße, eine große öffentliche Schneiderversammlung ein. T. D.: 1. Die Erledigung der Diskussion über die Firma Simon Gräß, Gertraudenstraße Nr. 18. 2. Die Lohnverhältnisse des Wiener Herren-Moden-Geschäfts, Firma S. Yung und von Franz und Gräß, beide in der Gertraudenstraße. 3. Ergänzungswahl der Lohnkommission. Zahlreiches Erscheinen der Schneider aller Bezirke ist erwünscht.

Der Verein zur Wahrung der Interessen der Tapezierer Berlins hält am Montag den 25. d. M., Abends 8 1/2 Uhr in Grätweil's Bierhallen (Kommandantenstraße) eine öffentliche Mitgliederversammlung mit Gästen ab, in welcher Herr Dr. Jabel einen naturwissenschaftlichen Vortrag über das interessante Thema des Darwinismus halten wird, worauf über wichtige innere Vereinsangelegenheiten verhandelt werden soll. Um zahlreichen Besuch sind besonders alle Mitglieder des Vereins gebeten. Neue Mitglieder werden sowohl in den Verein als auch in die Zentral-Kranken- u. Kasse in der Versammlung aufgenommen.

Der Bezirksverein des werthigen Volkes im 29. und 31. Wahlbezirk hält Mittwoch, 27. August, Abends 8 1/2 Uhr, Grenadierstr. 39, bei Harndt seine Versammlung ab. T. D.: 1) Vortrag. 2) Verschiedenes.

Der Unterstützungsverein der Buchbinder etc. sammelt sich am Montag, Alte Jakobstr. 37. Auf der Tagesordnung steht: Die Organisation der Buchbinder Deutschlands. Da eine Anzahl auswärtiger Korporationen erscheinen werden, so wird schon angefangen die wichtigen Tages-Ordnung auf zahlreichen Besuch gerechnet.

Eine Generalversammlung der Berliner Tischler findet am Montag Abend im Konzerthaus Sandhousen statt. Die Tagesordnung ist seitens der Kommission der Tischler im Hinblick auf den stattfindenden Kongress der Tischlermeister derartig gesetzt, daß dieselben an der Diskussion mit theilnehmen können. Die Kongressdelegirten sind daher eingeladen und dürfen in der Versammlung zu Punkt 6 der Tagesordnung des Kongresses, welcher lautet: „Welche Stellung nehmen wir zu der fortgesetzten Lohnsteigerung unserer Gesellen ein“, eingehende Auseinandersetzungen zwischen den Arbeitern und den auswärtigen Tischlermeistern zu erwarten sein.

Eine öffentliche Mitglieder-Versammlung der Gewerkschaft der Maschinenbau-, Metallarbeiter und Bergbau-Genossen findet am Dienstag, den 26. August, Abends 8 1/2 Uhr in der Norddeutschen Brauerei, Schauerstraße 58, statt. Tagesordnung: 1. Vortrag des Maschinenbauers Herrn Gieseler: „Sind die Maschinen geschaffen um dem Menschen die Arbeit zu erleichtern?“ 2. Abrechnung vom Sommerfest. 3. Verschiedenes und Fragelasten. Gäste sind gerne gesehen.

Im Arbeiter-Bezirks-Verein vom 15. und 20. Wahlbezirk findet das zum Sonntag, den 24. d. M. angekündigte gemüthliche Beisammensein Umstände halber nicht statt.

In der freireligiösen Gemeinde spricht heute (Sonntag) Herr Prediger Schäfer in der Kolonnenstr. 38 über die Atmosphäre der Liebe.“ Zutritt steht Jedermann frei.

Theater.

- Sonntag, den 24. u. Montag, den 25. August.
- Opernhaus: Ozaar und Zimmermann. Montag: Keine Vorstellung.
- Schauspielhaus: Keine Vorstellung. Montag: Das Stiefkind.
- Deutsches Theater: Geschlossen.
- Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater: Eine Nacht in Venedig.
- Victoria-Theater: Erstes Gastspiel des Herzoglich Meiningenschen Hoftheaters.
- Wallner-Theater: Hotel Blancmignon.
- Ostend-Theater: Ein Gottesurtheil.
- Walhalla-Operetten-Theater: Ranon.
- Luisenstädtisches Theater: 115. Opern-Vorstellung. Belisar, historisch-litrische Oper in 3 Akten von G. Donizetti.
- Montag: Die lustigen Weiber v. Windsor.
- Bellevalliance-Theater: Buchholzen's.

Arbeitsmarkt.

- Frauen und Mädchen können Mantelnähen lernen (unentgeltl.). Nachher dauernde Beschäftigung. Garmisen, Langestr. 22, Hof 1 Tr. r.
- Die Bildhauer in der Werkstatt Hoppe & Kruschwitz in Zeitz waren gezwungen die Arbeit niederzulegen. Vor Zugang wird gearmt. Der Vorstand des Gauvereins Berliner Bildhauer.

Sonntag, den 24. August, Vorm. 10 Uhr:

Große allgemeine Volks-Versammlung
in Habel's Brauerei, Bergmannstr. 57.
Tagesordnung:
Wie verhält sich die arbeitende Bevölkerung den verschiedenen Parteien gegenüber.
Referent: Herr Diefländer.
Um zahlreiches Erscheinen ersucht
[647] Der Einberufer.

Große Versammlung
der Schneider, Kürschner, Mützenmacher, Posamentierer, Schirm- und Handschuhmacher am Montag, den 25. August, Abends 8 1/2 Uhr, im Königsstädt. Kasino, Holzmarktstr. 72, Ecke Alexanderstr. T. D.: Vortrag des Stadtv. Herrn F. Goerdts über das Kranken-Versicherungsgesetz. Freie Diskussion. Bei der für jeden Arbeiter so hochwichtigen Frage erwartet zahlreiches Erscheinen. F. A.: Pfeiffer, Schneider. [638]

Unterstützungsv. d. Buchbinder und verwandter Berufsgenossen.
Montag, den 25. d. M., Alte Jakobstraße 37, Vereinsversammlung. T. D.: Die Organisation der Buchbinder Deutschlands. Verschiedene Vereinsangelegenheiten etc. Fragelasten. Sämmtliche Mitglieder resp. Vertrauensmänner haben die Mitgliedskarten mitzubringen und selbige, sofern dies nicht schon geschehen, beaufs. Kontrolle d. Kassirer abzugeben. Die schon in früher. Vers. eingek. Karten können in Empfang gen. werden.

Fachverein der Posamentiere u. Seidenknopfmacher.
Montag, den 25. d. M., Abends 8 Uhr: Versammlung im Königsstädt. Kasino, Holzmarktstr. 72. Um zahlreiches Erscheinen ersucht [637] Der Vorstand.

Arb.-Bez.-Verein d. Westen Berlins.
Montag, den 25. August, Abends 8 1/2 Uhr: Mitglieder-Versammlung in Menzel's Salon, Potsdamerstr. 74. Die Tagesordnung wird in der Versammlung bekannt gegeben. Um zahlreiches Erscheinen ersucht [634] Der Vorstand.

Montag, den 25. August, Abends 8 Uhr:
Große öffentliche Schuhmacher-Versammlung,
Brunnen- u. Invalidenstr. Ecke in Kandel's Saal. T. D.: 1) Das Reichskrankenloshengesetz. Refer.: Stadtv. Ferd. Ewald. Verschiedenes. Freie Diskussion. [636]

Der Bezirksver. d. werth. Volkes d. 29., 30. u. 31. Wahlbez. hält Mittw., 27. Aug., Ab. 8 1/2 Uhr, Grenadierstr. 29, h. Harndt, seine Verf. ab. T. D.: 1. Vortrag, 2. Verschiedenes. [631]

Große öffentliche Versammlung der Möbelpolierer Berlins am Mittwoch, den 27. August, Abends 8 Uhr, bei Breuer, Gr. Frankfurterstr. 74-75. T. D.: Bericht der Kommission über die Krankenkasse. Zahlreiches Erscheinen der ein- u. mehrgl. ist notwendig. Die Kommission. F. A.: W. Kroschky. [630]

Gewerkschaft der Maschinenbau-Metallarbeiter u. verwandten Berufsgenossen.
Dienstag, den 26. August cr., Ab. 8 Uhr, Nordd. Brauerei, Schauerstr. 58, Mitgliederversammlung. Referent Herr Gieseler: „Sind die Maschinen geschaffen, um den Menschen die Arbeit zu erleichtern?“ [632]

Königsstädtisches Casino.
Große Frankfurterstraße 77.
Empfehle meinen Saal nebst großer Bühne Vereinen und Gesellschaften unter äußerst billigen Bedingungen. [613] Theodor Bischoff.

Ich habe meine Säle noch einige Tage in der Woche, auch Sonntag Vormittag zu vergeben. [609]

Nieft's Salon,
Kommandantenstraße 71/72 parterre.
Unsere werthen Kunden, sowie auch diejenigen Herren Schneidermeister, die es werden wollen, werden gebeten, unsere bereits fertig gestellten neuen Muster in Winterpaletotstoffen als in Winterbukskins in Empfang zu nehmen, bevor dieselben vergriffen werden. Hochachtungsvoll
Jacobi & Adam,
Spandauerstr. 49.
Die Nr. 7 der humoristischen Blätter „Der wahre Jacob“ ist erschienen und in der Exped. d. „Berl. Volksbl.“ zu haben.

Der sparsame Hans!

Hübsch sparen und vorsichtig auf jeder Zeit, Das hat keinen Menschen auf Erden gerecht, Doch wer heut sein Geld wirt zum Fenster hinaus, Wird's später noch suchen aus den Ecken heraus. Ich mache das sorgsam und leg' mir zurecht, Was hierzu und dazu wohl ausreichen möcht, Ich zahl' keinen Schneider, der mich führt auf's Eis, Für Rod, Hose, Weste den dreifachen Preis. Ich gebe zur „gold'nen 95“ hinein, Hier am „Grünen Wege“, da laufe ich ein, Ich spare dabei ein enormes Stück Geld, Weil die „Gold'nen 95“, beständig ausstellt: Ueber 10 000 Frühlings- und Sommer- Paletots (Blau 1884) in guten reinwollenen Stoffen zu bedeutend herabgesetzten Preisen 11, 13, 15, 18, 21, 24, 27 Mt. Prima. — 12 Mt. engl. Jaquet- u. Rod-Anzüge, ganzer Anzug nur 13, 15, 18, 20, 24, 30, 36 Mt. Prima. Ball- und Gesellschafts-Anzüge 30, 33, 36, 39, 42, 45 Mt. ff. — 7000 Hosen und Westen 8, 10, 12, 14, 15 Mt. ff. — Einsegnungs-Anzüge zu 14, 16, 20, 24, 26 Mt. ff. — Knaben-Anzüge zu ausfallend billigen Preisen. — Waschanzüge, Alpaca-Jaquets, Comtois u. Paletots, Poppen sehr billig. — Winter- Paletots, Reise-Mäntel und Schlafrocke werden zur Hälfte des Tagespreises ausverkauft, allein in der

„Gold'nen 95“
95, Grüner Weg 95, am Andreasplatz.
Ignaz Weiland.
Auch an Sonn- und Festtagen bis 7 Uhr abends geöffnet.

Roh-Tabak!!

Preiswerthe Sumatra- und Java-Decken, wie billige Blatt- und Einlage-Tabake empfehlen in jedem Quantum
Bergemann & Donisoh,
Berlin C., Alexanderstr. 58.

Die vorhandene Liquidationsmasse,
Gr. Frankfurter Strasse 115.
bestehend aus: Kleiderstoffen, Cachemirs, Damen-Mänteln, Leinen und Baumwoll-Waaren, Gardinen und Teppichen. (sonst) Damen- Herren- und Kinder-Wäsche kommt täglich von 8-12 U., 1-2 U. zum billigsten Taxepreise zum Ausverkauf.
[49] Der Verwalter.

Die statistischen Wahltafeln
sind soeben erschienen und in der Expedition des „Berliner Volksblatt“, Zimmerstr. 44, zu haben.
Das unentgeltliche Arbeitsnachweise-Bureau der Metall-Arbeiter-Gewerkschaft befindet sich Ritterstr. 123 im Restaurant Sodite. Die Kommission. [581]

Der Einfluss der Familie auf die physische und moralische Gesundheit.

Der französische Statistiker Jacques Bertillon, dessen Vater sich schon sehr große Verdienste um die Volkswunde erworben hat, machte hierüber interessante Mittheilungen, deren hier gedacht werden soll.

Seine erste Mittheilung betrifft die Sterblichkeit. Aus dem Material, welches die statistischen Tabellen in Frankreich während der Jahre 1856-65 lieferten, stellte er mit vieler Mühe und Sorgfalt die Todesfälle nach den drei Rubriken: verheirathet, unverheirathet und verwitwet zusammen und stieß dabei auf bemerkenswerthe Resultate, aus denen sich folgende Gesetze formuliren lassen:

1. Die Sterblichkeit der verheiratheten Männer ist am geringsten; größer die der Junggesellen, noch größer die der Wittwer. Ein Junggeselle von 25 Jahren hat ebenso viele Chancen zum Sterben als verheirathete Männer von 50 Jahren.

2. Eine Ausnahme, aber auch eine erschreckende Ausnahme von diesem Gesetze, giebt es nur für ganz junge Leute unter 25 Jahren. Ihnen taugt die Ehe absolut nichts und zwar um so weniger, je jünger sie sind. Sobald sie sich verheirathen wird ihre Sterblichkeit 5 mal größer, als die der jungen Männer von gleichem Alter. Noch erschreckender ist ihre Sterblichkeit, wenn sie in so jungem Alter schon Wittwer werden — da steht in der That das frühe Jugendalter mit dem spätesten Greisenalter ganz gleich.

Man bemerkt auch sogleich, daß die verheiratheten Frauen am besten gestellt sind, mit derselben Ausnahme bezüglich der noch sehr jungen Frauen, freilich nicht in dem furchtbaren Verhältnisse, wie bei den jungen Männern.

Gegen das männliche Geschlecht macht sich in dem Verhältnisse der unverheiratheten Frauen und Wittwen etwa vom 40. Lebensjahre an ein Unterschied geltend. Dort übertrug die Wittwerkurve alle übrigen das ganze Leben hindurch. Hier aber wird von dem genannten Zeitpunkt an die Sterblichkeit der Jungfrauen etwas größer als die der Wittwen. Die geringere Sterblichkeit der Wittwen in späteren Jahren mag darin begründet sein, daß ältere Wittwen in der Regel eine Familie zur Seite haben, die ihre letzten Lebensstage mit kindlicher Liebe und Sorgfalt erleichtert.

Merkwürdiger Weise zeigt sich auch bei dem weiblichen Geschlechte, daß junge Wittwen am schlechtesten von allen Altersgenossinnen daran sind. Doch ist ihre Sterblichkeit bei weitem nicht so enorm als unter Männern; sie erreicht von 20 bis 25 Jahren ein Maximum, um dann wieder abzunehmen.

Es ist von Wichtigkeit zu bemerken, daß man die angegebenen Resultate, auch in allen übrigen Ländern, wo entsprechende Erhebungen gemacht worden sind, bestätigt findet. Belgien, Holland, Schweden, die Schweiz und Italien zeigen dasselbe Gesetz.

In Brüssel hat Herr Hanssens, Vorsteher des Bureaus der Volkshygiene, die Forschungen speziell auf die Schwindsucht ausgebreitet. Wiederum sind die Wittwer am schlimmsten gestellt. In jedem Lebensalter sterben 2 mal mehr Wittwer an der Schwindsucht, als Verheirathete oder Unverheirathete. Nur in den späteren Lebensjahren, von 60 an, stehen sie den verheiratheten Männern ungefähr gleich — dafür macht sich der Wittwerstand auch wieder in dem frühen Mannesalter um so verhängnisvoller geltend.

In zweiter Linie bemerkt man, daß die Krankheit im Ganzen unter den verheiratheten Männern häufiger ist, als unter den Junggesellen, wenigstens bis zu 25 Jahren und aber die 40er Jahre hinaus.

Der Mensch, der im Rahmen der Familie lebt, hat weniger Hang zum Selbstmord, zum Irren, zum Mord, zum Diebstahl, kurz zu allen Uebeln und Lasten, denen die Menschheit unterworfen ist. Das Familienleben zeigt sich nach allen Richtungen von günstigstem Einfluß.

Berliner Sonntagsplauderei.

R. C. Man hat schon verschiedene krumme Dinge gesehen, aber das krummste war entschieden immer eine Bregel — so darf man heute gewiß sagen in Hinblick auf den Kongreß deutscher Bäckermeister. Alle möglichen und unmöglichen Dinge werden ausgestellt, die Berliner „Damen“ werden sich nächstens noch den Klagen verberden an all den Schlingeleiten, von denen sie kosten, die kostbarsten und lockendsten Erzeugnisse der Bäckerei zu liefern, die vor unseren Augen auf, und gewiß ist es eine schöne Sache um den Kuchen; um ihn allerdings probiren zu können, muß man ihn mindestens haben. Es fällt uns hierbei eine alte Geschichte ein, die vielleicht des Reizes der Neuheit entbehrt, die aber doch verdient, hin und wieder aufgeschrieben zu werden.

Kurz vor dem Ausbruch der großen französischen Revolution drängte sich einmal die „misera plebs“ vor dem Louvre und bisweilen erhob sich ein gewaltiges Geschrei. Die junge Königin Marie Antoinette sah in ihren Prunkgemächern und schließlich fiel ihr draußen der Tummel auf. „Weißhalb schreien die Leute da draußen so sehr?“ fragte sie endlich eine ihrer Hofdamen. „Majestät,“ war die etwas offenberzigte Antwort, „die Leute schreien nach Brot.“ „Nun, wenn die Leute kein Brot haben,“ fragte die Königin ganz erstaunt zurück, „weßhalb schreien sie denn keinen Kuchen?“

Weñlich verhält es sich mit der Bäckerei-Ausstellung. Was nützt uns Marzipan, was hilft uns Bisquit und wie alle diejenigen Produkte heißen, die verwöhnten Gaumen kugeln, wenn die Schrippen alle Tage kleiner werden und das Biergroßbrot noch dem uralten Rechenrempel immer noch fünf Groschen kostet? Es wäre mindestens ebenso erwünscht, wenn die Herren Bäckermeister darüber nachgedacht hätten, wie es wohl zu ermöglichen gewesen wäre, ein Paar „Stullen“ mehr vom Brote abzuschneiden zu können, als daß sie wie eine Fatu morgana dem überwiegenden Theil der Berliner Bevölkerung Genüsse zeigen, die demselben so gut wie niemals zu Theil werden können.

Denken die Bäckermeister vielleicht auch so, daß sie meinen, wer kein Schwarzbrod laufen kann, soll sich mit Kuchen begnügen? Uebel wäre die Sache garnicht, wenn sie nur zu ihren vielfachen Konfituren wenigstens auch gleich das Rezept gegeben hätten, wie man sich zur Erlangung dieser Verklärtheit das nötige Kleingeld verschafft! Dann könnte man gegen eine Zurückstellung solcher kulinarischer Erzeugnisse garnicht viel einwenden.

Doch was reden wir vom Geld! Als ob das heut' zu Tage fehlen würde! Es giebt doch soviel Leute, die garnicht wissen, was sie damit anfangen sollen. Freilich ein guter Theil unserer Mitbürger ist damit zufrieden, wenn er des Sonntags, nach der Post und Mühe von sechs Arbeitstagen noch ein paar Groschen übrig hat, und eine ganz gewöhnliche Landpartie, die allerdings nicht zu theuer werden darf

Was die Wittwer betrifft, so befinden sie sich in einer mittleren Lage zwischen den Unverheiratheten und Verheiratheten. Unter ihnen giebt es mehr Fälle von Selbstmord, was sich aber wenigstens theilweise aus ihrem Alter erklären ließe, denn man weiß, daß die Greise mehr dem Selbstmord zuneigen als die jungen Leute. Andererseits begehen die Wittwer etwas weniger Verbrechen. Auch das darf man ihrem Alter zuschreiben, da die Statistik uns lehrt, daß Verbrechen im Greisenalter seltener sind als in der Jugend.

Indessen folgende Thatsache ist weit beachtenswerther: man beobachtet, daß Leute, welche Kinder haben, welche von einer zahlreichen Familie umgeben sind, weniger häufig von all den Unglücken betroffen werden, als diejenigen, welche keine Kinder besitzen, deren Anblick sie zu ihren Pflichten zurückruft, und sie mitten in den Mühen der Erziehung aufrecht erhält.

Der Einfluss der Kinder auf die Moralität des Mannes erscheint noch stärker als die Gegenwart einer Frau. Von einer Million Ehemännern ohne Kinder werden jährlich 287 Verbrechen begangen (Statistik von Frankreich von 1860-68); von der gleichen Zahl Wittwer mit Kindern nur 237.

Der gleichzeitige Einfluss von Frau und Kindern ergibt das günstigste Resultat, nämlich jährlich nur 186 Verbrechen, während Wittwer ohne Kinder 262 Verbrechen liefern. Für die Garçons steigt die Ziffer auf 403.

Frauen sind in allen gesellschaftlichen Lagen weniger zum Verbrechen geneigt, als Männer. Der Ziffer 403 für Garçons steht für unverheirathete Frauen die Ziffer 89 gegenüber. Verheirathete Frauen mit Kindern begehen unter je einer Million bloß 32 Verbrechen.

Bertillon wirft weiterhin die Frage auf: Ist der Geisteszustand, welcher die Menschen zum Selbstmorde treibt, häufiger bei Greisen oder bei der Jugend? Die Leute, meint er, welche gewohnt sind, mehr durch Raisonnement über die Dinge zu urtheilen, als durch Erfahrung, sind über diese Frage nicht in Verlegenheit, wenn auch getheilt in ihrer Meinung. Wenn man ihnen diese Frage stellt, entgegnen die Einen, daß die Jugend das Alter der Illusionen ist, das Alter, dem Alles rosenfarben erscheint und dem folglich schwarze Gedanken sehr fern liegen, also daß der Selbstmord in diesem Alter selten.

„Aber,“ antworten sofort die Andern, „die Jugend ist das Alter der Leidenschaften und folglich das Alter der Stürme; freilich ist es auch das Alter der Illusionen, aber wenn diese Illusionen zu rasch gestört werden, welcher Lebensüberdruß! welche Lebensverachtung! Beweise: Werther, Hamlet, Romeo und alle ihre Nachfolger: es sind Alles junge Leute. Im Gegentheil, man denke doch, mit welcher Verzweiflung manche Greise sich an's Leben klammern; der Tod, welchem die Jugend trotz, ohne selbst daran zu denken, erscheint den Greisen um so furchtbarer, je näher er ist. Sicherlich muß der Selbstmord bei den jungen Leuten häufig sein, bei den alten hingegen selten.“

Dieses letzte Raisonnement ist das glückliche von der Welt. Leider giebt die Erfahrung ihm Unrecht, wie der Statistik schon längst bekannt ist. Man vergleiche nur die Statistik von Frankreich und von Schweden, zweier Länder von sehr verschiedenem Menschenschlage. Bezüglich der Jugend stimmen beide vollständig überein, die schwedischen Greise hingegen haben weniger Lust zum Sterben als die französischen. Trotzdem steht man sowohl in Schweden, wie in Frankreich, daß die Greise einen Geschmack am Selbstmord finden, welcher der Jugend absolut unbekannt ist. Sie bringen sich drei bis viermal häufiger ums Leben als junge Leute.

Man bemerkt ferner in allen Lebensaltern, daß die Frauen weniger zum Selbstmord geneigt sind als die Männer. Mit diesem Unterschiede herrscht im übrigen derselbe Gegensatz zwischen jung und alt: die Neigung zum Selbstmord nimmt mit dem Alter zu.

Wenn hier nur von zwei Ländern, von Frankreich und Schweden, die Rede ist, so geschieht das, um Monotonie zu vermeiden. Wo man noch Untersuchungen angestellt hat in

unternehmen kann. Aber in gewissen Kreisen „zieht“ das nicht mehr. Ein Kremsler — pfui, wie gemein, man sagt da so dicht bei einander, es ist so heiß, außerdem ist man so furchtbar beobachtet. Man kann sich wirklich beim besten Willen nicht so gehen lassen, wie man wohl möchte, man darf kaum ein Wort sprechen, ohne daß es aufgefangen würde. Wozu hat man auch das Geld, wenn man sich nicht Vergnügungen ganz anderer Art schaffen will? Man ist ja glücklicher Weise, wie es die jetzige Mode erfordert, Sportmann, wozu hat man das theure Segelboot angeschafft, wenn man auf denselben nicht auch einmal ein paar vergnügte Stunden zubringen darf, hier auf der weiten Fläche des Sees ist man ungelächert, hier giebt es keine Späher, hier kann man ganz ungehindert „den wilden Mann machen“. Es gehört aber auch mindestens ein Naturereigniß ganz besonderer Art dazu, um auch einmal einem gewöhnlichen Sterblichen einen Einblick in die Geflogenheiten der „besser situirten“ Kreise thun zu lassen.

Ein solcher Einblick wirkt wenig erquickend, und wenn man auch im gewöhnlichen Leben so sagen pflegt: „ein jedes Thierchen hat sein Blaisirchen,“ so bilden derartige Sätze, wie sie die Mitglieder einer gewissen Finanzwelt belieben, doch immer Vergnügungen, von denen der „niedere“ Stand bisher zu seinem Vortheile immer noch rein geblieben ist, und wenn man in jenen Kreisen mit gekrümpfter Nase von der „Verrohung und Verwilderung“ der unteren Volksschichten spricht, so genügt wohl der Hinweis auf ein derartiges Vorkommniß vollständig, um — wenn das überhaupt möglich wäre — gewöhnlichen Leuten die Schamröthe ins Gesicht zu treiben, um den fortwährend zu Schimpfereien und Verböhnungen des Arbeiterstandes weit aufgerissenen Mund für einige Zeit wenigstens zu stopfen.

Da sehe man sich die Singhaleen an! Sie leiden ja auch nicht an einer allzugroßen Fülle von Bekleidungsgegenständen, aber wir glauben nicht, daß sich eine singhalesische Dame zu einer ähnlichen Rahnpartie verführen lassen würde. Freilich, es mag immer noch ein Unterschied sein zwischen einer Berliner Biermansell und einer jungen Dame aus den Gefilden von Genlon. Und wenn man beide Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts der braunen und der weißen Rasse in Bezug auf ihre Sittsamkeit prüfen würde — wer weiß, zu weßen Gunsten der Vergleiche ausfallen würde. Wer kann auch außerdem wissen, ob es unter den braunen Söhnen der indischen Insel Leute giebt, die ähnliche Belustigungen gödtiren wie unsere jeunesse dorée?

Es ist nur das einzig Merkwürdige bei der Geschichte, daß gerade diese Sorte von Leuten immer warme Vertheidiger findet, daß es immer Leute giebt, welche gerade gewisse Vorgänge zu vertuschen suchen. Es wäre ja auch unerhört, wenn das gewöhnliche Rad allzu viel von den noblen Passionen der Finanzbarone erfahren würde, das giebt nämlich zu allerlei Schläffen Veranlassung, und solche Schläffe gerade jetzt bei

dieser Beziehung, hat man dieselben bemerkenswerthen Resultate gefunden. Beispielsweise giebt die Statistik von Norwelle, die in Mailand so eben erschienen ist, ganz analoge Zahlen.

Fragen wir weiter. Welchen Einfluß hat die Ehe auf den Selbstmord? Hierauf giebt schon Bertillon senior die Antwort: 1. Wittwer und Wittwen bringen sich häufiger ums Leben, als Ehegatten. 2. Die Gegenwart von Kindern in einer Familie scheucht den Gedanken an Selbstmord fern. Die Gegenwart von Kindern ist gleich wohlthätig für verheirathete Leute, wie für den verwitweten Stand, für Männer wie für Frauen. Für Alle vermindert der Anblick dieser kleinen Wesen die Selbstmordgedanken mindestens um die Hälfte.

Die schwedische Statistik von 1876 giebt weitere bemerkenswerthe Aufschlüsse. Zunächst über die verheiratheten Männer. Wenn sie noch sehr jung sind, so verfallen sie dem Selbstmorde eben so häufig, wie die Unverheiratheten von gleichem Alter. Mit steigendem Alter nimmt die Lust zum Selbstmorde ziemlich langsam zu, bis sie im Alter, welches das Maximum zeigt (Mitte der 50er Jahre) ungefähr 2 1/2 mal größer ist, als in der Jugend. Später — eine sehr bemerkenswerthe Thatsache — nimmt sie progressiv ab.

Aber welcher Unterschied bei den Nichtverheiratheten! Die aufeinander folgenden Ziffern bilden fast eine geometrische Reihe. Mit 25 Jahren wird der Selbstmord schon doppelt so häufig als bei Verheiratheten vom selben Alter; mit 70 Jahren wird er 11 mal häufiger! Ohne Unterlaß wächst für sie die Gefahr; statt eine Periode des Stillstandes zu erreichen, wie bei den Verheiratheten, wächst die Zahl der Selbstmorde ohne Ende.

Hinsichtlich der Frauen ergeben sich ähnliche Erscheinungen: sie sind nur nicht so sehr in die Augen fallend, da ja überhaupt die Frauen weniger zum Selbstmord hinneigen.

Man kann folgende Gesetze aufstellen:

1. Der Selbstmord kommt in jedem Alter (vielleicht die Zeit vor 20 Jahren ausgenommen) bei den Verheiratheten weniger häufig vor als bei solchen die es nicht sind oder nicht mehr sind.

2. Er nimmt mit dem Alter bei beiden Klassen zu. Aber während diese Zunahme für die Verheiratheten nur sehr gering ist und sogar schließlich wieder abnimmt, wird sie für die Unverheiratheten reichend und erschreckend.

3. Wenn die Statistik schon seit langen Jahren die Zunahme der Selbstmorde als Gesetz hinstellte, so verdankt man dieses Resultat fast ausschließlich den Ehelosen und Wittwern.

4. Dieselben Gesetze gelten für die Frauen, nur treten sie weniger intensiv zur Erscheinung.

Die Gründe für diese Gesetze sind wohl dieselben, wie früher angegeben. Von besonderer Wichtigkeit scheint jedenfalls die Regelmäßigkeit des Familienlebens.

Was den Selbstmord speziell betrifft, so verdient eine Ursache dazu besonders für Schweden, hervorgehoben zu werden. Nämlich die Trunksucht, die ohne Zweifel unter den Ehelosen verbreiteter ist als unter den Verheiratheten. In Dänemark, dem Lande des Hamlet und dem „Kaffischen Boden des Selbstmordes“, wie Norwelle sagt, veranlaßt die Trunksucht 31 pCt. der Selbstmorde und so ist es fast überall.

Dabei ich nöthig zu sagen, schließt Bertillon seine Auseinandersetzungen, wie sehr diese Resultate von dem allgemein verbreiteten Glauben abweichen? La Fontaine hat nur die allgemeine Empfindung getroffen, als er folgende schöne Verse in seiner Fabel vom „Vollbauer“ (Bucherdo) dessen Glend er schildert, niederschrieb: „Seine Frau, seine Kinder, die Gläubiger und der Frohndienst machen aus ihm das vollendete Bild eines Unglücklichen. Schließlich, da er nicht mehr kann vor Leiden und Schmerz, ruft er den Tod ...“ O nein! Er ruft nicht den Tod — oder wenigstens er ruft ihn seltener — wenn er in der Familie lebt. Das zeigt uns die zahlenmäßige d. h. wissenschaftliche und ernste Beobachtung. Die Familie wirkt wohlthätig auf die physische und auf die moralische Natur des Menschen.

den bevorstehenden Wahlen ziehen zu lassen, ist unter Umständen höchst gefährlich.

Und trotzdem kommen die Krallen unter dem Sammetschleier immer wieder zum Vorschein. Berichtet da kürzlich das Blatt, welches sich hier in Berlin schon längst das Bürgerrecht dadurch erworben hat, daß es sich zum notorischen Beschützer aller Unsitlichkeiten, die in den Kreisen seiner Anhänger passiren, aufwirft, von einem standalösen Vorgänge, der auf dem Spittelmarkt bei den Leichenausgrabungen vorgekommen sein soll. Man denke, ein oder mehrere Arbeiter ließen sich, natürlich unter den landesüblichen „roben“ Redensarten, einen Menschenknochen zuwerfen, befühlten denselben und rieben ihn sogar an den Rauersteinen. Welche Fülle von sittlicher Entrüstung wird bei diesem „Standalösen“ Vorgang nicht aufgeboten! Polizei, Schugmannschaft und wer weiß, was nicht noch Alles, soll gleich kommen und diesen gräßlichen Treiben ein Ende machen. Hat das Blatt auch nach der Strompolizei geschrieben, um draußen die Herren Segler zu kontrolliren? Wir haben nicht gelesen, daß das „Berl. Tgl.“ verlangt hätte, eine Abtheilung der Sittenpolizei mit Segelböten auszurüsten, um das obiscine Treiben gewisser Leute auf den Gewässern rings um Berlin unmöglich zu machen! Bauer, das ist ganz was anderes!

Aus Kampf und Streit besteht das menschliche Leben, ohne Hintersicht und Meinungsverschiedenheiten wäre es schaal und ohne Würze. Das hat man auch im Lager der Berliner Konservativen — vulgo Antisemiten — erkannt und um sich die Zeit würdig zu vertreiben, liegt man sich dort etwas in den Haaren. Man munkelte seit einiger Zeit davon, daß die Partei Liebermann von Sonnenburg — wo es eine solche giebt oder auch nur geben kann, ist uns allerdings gänzlich unverständlich — der Partei Stöcker-Gremer-Köller den Krieg erklärt hat. Was mag den unseligen Bruderswist veranlaßt haben? Was treibt die Urgermanen mit den famosen Ehrenschneien dazu, ihr kostbares Blut zu verspritzen? Mit Herrn Bleibtreu, dem brillanten Kopisten, möchten wir austreten: „Wer weiß es?“ Aber es ist glücklicher Weise nicht wahr, Alles ist erlogen, die bösen Juden wollen nur wieder einmal Haß und Zwietracht in die Reihen der braven, toleranten und hochberzigen Antisemiten tragen, und noch zur rechten Zeit ruft ein aus der Breiten Strage subventionirtes Blatt in überschäumendem Inzorn aus: „In Folge der anhaltenden Hitze ist in der Redaktion der „Berliner Volks-Zeitung“, welche diese Nachricht zuerst brachte, die Tollwuth ausgebrochen. Das bisher dort vorhandene geringe Quantum von gesundem Menschenverstande ist bis auf Weiteres zur Disposition beurlaubt.“ — Die Tollwuth unter den Berliner Journalisten — schrecklich! — Wenn es nur nicht nächstens auch noch eine Journalistenpest giebt! Einer ganzen Anzahl wird diese Maßregel übrigens garnicht einmal so sehr drückend erscheinen, sie werden doch — auch

Lokales.

7. Den Kanalisationsgebieten am Eperuplay, von der Neuen Wache, entlang dem Zeughaufe bis zum Sireccarm an der Schloßbrücke, stellen sich durch unterirdische massive Mauerwerke vor dem Wachtgebäude und dem Zeughaufe große Hemmnisse entgegen, da nur von starkem Meißeln und schweren Hammer ein Weg für die Kanalisationsröhren gebahnt werden kann. Das Holzpflaster, welches erst vor Kurzem neu gelegt worden ist, mußte in Folge dieser Arbeiten wieder aufgerissen werden und mit ihm auch die Betonschicht, die Unterlage für das Holzpflaster. Warum derartige Arbeiten, wie Legung der Kanalisationsröhren, nicht schon vor der Herstellung eines neuen Pflasters ausgeführt werden, wird nachgerade unverständlich. Das ununterbrochene Aufreißen eines Pflasters kann demselben doch unmöglich zum Vortheil werden.

8. Das Programm zur Denkmals-Enthüllungsfest am 2. September des von Deutschen Schützen ihren bei der Katastrophe auf dem Steglitzer Bahnhof verunglückten Schützenbrüdern nebst Angehörigen auf dem neuen Louisestadt-Kirchhof in der Hermannstraße ist gestern publiziert worden. Demzufolge findet Mittags 1 Uhr die Versammlung der am Ausmarsch sich beteiligenden Gilden und Schützenvereine in der Unionsbrauerei in der Hasenbade mit Fahnen in Paradeuniform statt. Hierauf erfolgt die Begrüßung der erschienenen Ehrengäste und Schützen und sodann der Abmarsch nach dem Kirchhof. Die Enthüllung des Denkmals geht nach dem Eintreffen der Teilnehmer in folgender Reihenfolge vor sich. Durch den Steinmetzmeister A. Jabel wird die Uebergabe des Denkmals erfolgen, daran schließt sich die Ansprache des Komitee-Vorsitzenden. Nachdem die Hülle gefallen, wird der Konfistorialrat Herr Noel die Weiberrede halten und ein Choral die Feier beschließen. Nachmittags um 5 Uhr findet in der Unionsbrauerei ein Kommerz statt, der durch eine Ansprache des Bundesvorsitzenden A. Meiser eingeleitet wird. Da die Kosten zu dem Denkmal noch lange nicht gedeckt sind, wäre es des humanen Zweckes wegen sehr wünschenswert, wenn der Besuch sich zu einem recht zahlreichen gestalten würde.

9. Der Andrang zu den juristischen Staatsprüfungen ist seit längerer Zeit ein so bedeutender, daß die staatliche Prüfungsbehörde zu außerordentlichen Maßnahmen hat ihre Zusucht nehmen müssen, um die Prüfungsarbeiten zu erledigen. Gegenwärtig werden wöchentlich drei Mal Prüfungstermine abgehalten, in denen jedesmal sechs Examinanden zur Prüfung gelangen. Diese zahlreichen Prüfungen hatten es den ständigen Mitgliedern der Justiz-Prüfungskommission schon seit längerer Zeit unmöglich gemacht, die mündlichen Prüfungen sämtlich abzunehmen und die mit den Prüfungen verbundenen schriftlichen Arbeiten der Examinanden zu bewältigen. Es haben deshalb für die Bewältigung dieser Arbeiten besondere Hilfsarbeiter vom Justizminister herangezogen werden müssen, unter deren Beihilfe gegenwärtig nun die Prüfungen en masse stattfinden. Der übermäßige Andrang zur Justiz-Carrière ist längst ein Gegenstand der Sorge nicht bloß bei unseren Justizbehörden, sondern auch bei den Eltern, deren Söhne sich diesem Studium widmen. Wann unter den obwaltenden Umständen einmal die jungen Juristen zu einer Anstellung gelangen sollen, ist gar nicht abzusehen.

10. An Kindesstatt. Wir wissen nicht, ob eines jener bekannten Zeitungs-Inferate oder eine andere Gelegenheit die Bekanntschaft der Frau K. mit der kleinen Else vermittelt hat, die jetzt seit einer Reihe von Jahren sich im Hause der Frau K. befindet, und dort von allen Leuten als deren natürliche Tochter betrachtet wird. Jedenfalls war Elens Mutter sehr froh, ihr Töchterchen in der Obhut von Leuten zu wissen, die geneigt waren, das Kind als eigenes anzunehmen, und die sich auch sonst in guten Verhältnissen befanden. Frau K. wohnt in einer der vornehmsten Straßen; eigene Kinder hat sie nicht, und so ist es ihre größte Freude, wenn die kleine Else sie „Mama“ nennt. Aber unnatürlich, wie dieses erkünstelte Verhältnis, ist auch die Behandlung des Kindes durch seine „Mama“. Inwieweit die Kleine sauber gehalten, fast zu elegant, und besucht eine gute Schule. Aber oft ist das Köpfchen verbunden und im Gesicht schimmern Stellen in allen Regenbogenfarben. Merkwürdig oft muß die Kleine beim Fallen Unglück haben; dann wird der Arzt gerufen und kein Geld gescheut, das Loch im Kopfe oder eine andere Wunde zu heilen; diese aber sind so eigenhümlicher Natur, daß sie ebensoviel Folgen grober Mißhandlungen, als eines Unfalles sein können; auch eine Rückgrat-Verstauchung, an welcher der Arzt die Kleine kürzlich behandelte, konnte viel eher von einem heftigen Niederstauen des Kindes auf einen Stuhl, als von einem angeblichen Falle desselben betriebs. Das Kind wagt keine Neugierde, ohne dazu die Genehmigung seiner „Mama“ durch einen Blick derselben em-

ohne Sperre — mehr oder weniger an der — keine spazieren geführt.

Doch Schwamm über diese unerquicklichen Geschichten, wir wollen uns den heutigen Sonntag dadurch nicht verderben lassen, denn heute ist Stralauer Fischzug! Das altberühmte Fest der Berliner Bevölkerung soll auch diesmal in würdiger Weise gefeiert werden. So oft wie dieses Fest schon befangen ist, immer und immer wieder übt es einen unwiderstehlichen Reiz auf den richtigen Berliner aus, und wie oft man den Stralauer Fischzug auch schon tott gesagt hat, immer wieder erhebt er von Neuem mit seinem III, seinen Volksergnügungen, seinem Affen und seinem Kater! —

Eine seltsame Geschichte.

„Ach will der Welt eine Geschichte erzählen, wie man Präsident wird.“
Schillers „Kabale und Liebe“.

In der Hauptstadt einer österreichischen Provinz machte vor ungefähr 25 Jahren eine Gerichtsverhandlung ungewöhnliches Aufsehen. Es handelte sich um einen Mord. Der Thäter, die Motive seiner That, der Verlauf der Verhandlung, Alles erregte im hohen Grade die Aufmerksamkeit.

Die Schwurgerichte gehörten schon damals zu den Justizinstitutionen der Monarchie. Der Verhandlungsaal war überfüllt. Die Geschworenen nahmen ihre Plätze ein, desgleichen der öffentliche Ankläger und der Verteidiger des Angeklagten. Der Gerichtshof erschien. Der Präsident war ein landbesessener, wegen seiner Strenge gefürchteter Mann. Ein Mann von hoher, stämmiger Figur, mit breiter Stirn, festgeschlossenen Lippen, einer feinen Nase, deren Flügel fast unaussprechlich vibrierten.

Der Angeklagte wurde vorgeführt. Eine Apollogestalt, stramm und geschmeidig. Frei erhobenen Hauptes betrat er den Saal. Aus dem vor Erregung blaffen Antlitz bligte ein Paar fühner Augen. Der Mund erschien festgeschlossen, keine Miene zeigte, nur die Nasenflügel verräthten die innere Bewegung.

So blies kein gemeiner Mörder. Und doch — der Jüngling war des gemeinen Mordes angeklagt und geschuldig.

Mit vornehmern, fast stolzem Anstande verbeugte er sich vor seinen Richtern. Auf den Präsidenten warf er einen langen, unbeschreiblichen Blick. Mitleid, Haß, Abscheu flammten darin gleichzeitig auf.

Der Präsident begann das Verhör:

„Sie heißen?“

„Friedrich Tannert.“

Der Angeklagte sprach die einfachen Worte mit fest auf den Präsidenten gerichtetem Blick, jede Silbe betonend, als erwarte er davon irgend eine Wirkung. Woher sollte dies

pfangen zu haben; ja, die Hausbewohner raunen einander zu, das Kind woge bei den furchtbarsten Mißhandlungen nicht einmal laut zu schreien; nur vereinzelt gellt ein solcher Wehrschrei an das Ohr eines zufällig Vorübergehenden. Und wer wollte es wagen, hier als Ankläger aufzutreten? Das Kind hat scheinbar Alles, was sein Herz nur wünscheln kann; für Unterhalt und Erziehung läßt die „Mama“ es an Nichts fehlen. Freilich eine Sorge quält sie; ein Adoptivkind wurde vom Gericht zurückgewiesen, da Frau K. noch nicht das zu einer Kindesannahme erforderliche Alter von 50 Jahren erreicht hat, und ehe sie das erreicht, ist auch die kleine Else alt genug, um ihren eigenen Verstand zu gebrauchen. Das konnte leicht einen schrillen Mißklang geben, in der „Mama“-Harmonie. Möchte dies Bedenken lieber dazu beitragen, das Negärenhafte in der Erziehungsmethode der „Mama“ zu mildern.

11. Der Seumarkt auf dem Draniensplatz ist eine wahre Plage für den dortigen Straßenverkehr, und an jedem Markttag finden dort Verkehrsstörungen statt, die von den hundert hochbeladenen Heumagen verübt werden. Bald hängt ein Omnibus zwischen zwei solchen Heumagen fest, bald verfährt einer der kleinen Dorsflopper und läßt den Heumagen mitten auf den Pferdebahndamm stehen. Komisch ist es anzusehen, wenn eine Droschke, die schnell nach dem Görlitzer Bahnhof will, plötzlich in aller Gemüthlichkeit langsam hinter einem Heumagen fahren muß, weil die edle Droschken-Rosinante sich von dem delikaten Heudunst gar nicht trennen kann, und sich in ihrem Genuß weder durch Zügel noch durch die Peitsche ihres Kutschers stören läßt. Es wäre in der That zweckmäßig, diesen Seumarkt mehr an die Peripherie der Stadt zu verlegen, denn den interessierten Händlern ist es gleichgültig, ob sie mit der Pferdebahn für 10 Pf. weiter fahren müssen, und außer einigen Restaurateuren am Draniensplatz würde Niemand dem Heumarkt bei seiner Verlegung eine Thräne nachweinen.

12. Unter der größeren Anzahl von Ehecheidungs-sachen, für welche ein Termin vor dem hiesigen Kgl. Landgericht I am 1. November et. anberaumt worden ist, befindet sich auch jene der Frau Donnauer, der Gattin des seinerzeit aus Berlin verschwundenen Konfessionärs D. aus der Mohrenstraße. Als Ehecheidungsgründe werden angeführt: böswillige Verlassung, Ehebruch, grobe und widerrechtliche Ehrenkränkungen und unwiderstehliche Abneigung. Sühnevertrag fällt weg. Es gilt als unzweifelhaft, daß dem Antrage der betrogenen Frau entsprochen wird.

13. Die Identität eines Selbstmörders, dessen Leiche in der Nacht zum 9. d. M. in einem, in der Breitenstraße zu Bankow belegenen Vorgarten aufgefunden worden ist, konnte trotz aller amtlichen Bemühungen bisher nicht festgestellt werden. Da bei dem Verstorbenen ein Hut aus einer Fabrik in der Linienstraße zu Berlin gefunden wurde, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Selbstmörder nach Berlin gehört. Er ist etwa 25 Jahre alt, 5 Fuß 2 Zoll groß, trägt einen blonden Schnurrbart, hat dünnes blondes Kopfhaar, vollständige Zähne, dikes, blaßes Gesicht, hohe Stirn und graue Augen. Er trug einen blauen Rock, blaue Weste, bunte englische Beinkleider, Schafstiefel mit ungewöhnlich hohen Absätzen, weißes Nachthemd, Oberhemd, Barthen Unterbeinkleider, Patent-Gummi-Hosenträger, langen blauen Schlips und schwarzen, festen Hut von großer Kopfweite. Am linken Ringfinger des Verstorbenen befand sich ein glatter, schwarz vergoldeter Trauring mit der Inschrift: „Treue E. P. 1. 11. 82“. Bei dem Selbstmörder wurde ein Zettel, anscheinend von seiner Hand geschrieben, vorgefunden, inhaltlich dessen er sich mittelst Gift aus der Welt befördert hat.

14. Die freiwillige Feuerwehr in Kirdorf wurde gestern Abend gegen 11 Uhr abends in Thätigkeit genommen. In dem Hause des Dr. Tiburtius, an der Ecke der Goethe- und Bergstraße, war eine Dachkammer, neben welcher sich ein photographisches Atelier befindet, in Brand geraten. Nur dem rechtzeitigen Eintreffen und dem energischen Einschreiten der Feuerwehr ist es zu danken, daß das Feuer nicht weiter um sich griff. Der Schaden ist ein verhältnismäßig geringer. Die Entstehungsursache bisher noch unbekannt.

Vermischtes.

Eine raffinierte Diebin. Aus Paris wird folgendes heitere Geschichtchen mitgeteilt: Ein bei einer wohlhabenden Pariser Familie bedienstetes Stubenmädchen kam vor einigen Tagen ungemein erregt zu ihrer Herrin und theilte ihr mit, daß sie sich beim Reinigen der Eckstühle mit einer Gabel gestochen habe. „Ach, Madame!“ rief das Mädchen, welches erst kurze Zeit im Hause diente, „ich fürchte, daß der Brand dazu kommen werde!“ — „Unfinn!“ entgegnete die Hausfrau, „wie sollte dies möglich sein?“ — Nun, wenn die Gabel aus Affenide wäre. . . . — „Sie ist aber aus Silber, wie unser ganzes

kommen? Der Präsident kannte den Namen längst aus der Voruntersuchung; er konnte ihn nicht übersehen. Und doch, als die letzte Silbe gefallen war, bohrte sich sein Auge tief in die Jüge des Angeklagten, der den Blick mit stolzem Troge begegnete. Hatte er aus dem Antlitz etwas mehr als aus den Alten herausgesehen? Unruhig rüttelte er auf seinem Sessel und schielte hastig nach der weiteren Frage:

„Alt?“

„Einundzwanzig Jahre,“ lautete die Antwort. Der Präsident erbleichte, er mußte tief aufathmen, bevor er das Verhör fortsetzen konnte. Seine Jüge wurden entsetzlich starr, als hätte er in einen Abgrund geblickt und würde vom Schwindel erfasst. Aber sein Stolz war stärker als seine Schwäche. Das Verhör nahm seinen Fortgang. Der Angeklagte gestand Alles freimüthig.

Er hatte sein Opfer, einen angesehenen Gutbesitzer, auf dessen eigenem Grund und Boden, im Walde, angegriffen und nach kurzem Wortwechsel mit der längst bereit gehaltenen Waffe niedergeschossen. „Wie ein Hund,“ fügte er bebend vor Erregung hinzu.

Nur die Motive verschwie er. Es war räthselhaft. Die Zeugen wußten hierüber nichts anzugeben. Der Präsident drang wiederholt in den Angeklagten, die Wahrheit zu gestehen. Er beschwor ihn mit ungewöhnlicher Wärme, sich dieses Widerungsgrundes nicht zu entschlagen. Schier ängstlich klang der Jurist, stehend, väterlich.

„Sie wollen es wissen, Sie, Herr Präsident?“ Es rang sich keuchend von den Lippen des Angeklagten; es schien, als sollte nun etwas Unerhörtes geschehen.

Der Präsident erbleichte und bog sich zurück; der Angeklagte blickte ihn wieder mit dem räthselhaften Blicke an, dann athmete er tief auf, er schien sich anders besonnen zu haben. Trotzdem fuhr er fort:

„Er hatte meine Mutter geschmäht. Er hatte sie eine Dirne genannt. Und das Alles, weil mein Vater, ein Schurke, — das Wort kam donnernd, wie eine Anlage, von den Lippen — „meine Mutter verrieth, um mit Hälfte einer alternden Mätresse . . . ein hoher Staatsbeamter zu werden.“

Der Präsident lehnte weit vorgebeugt über den Gerichtstisch, er athmete mit Anstrengung und schlich schwer raffte er sich zu einem Tadel über das Verhalten des Angeklagten und des Publikums auf, welches in laute Reichen seiner Theilnahme ausbrach.

Der Angeklagte beendete sein Geständniß. „Ich forderte von dem Beleidiger Genugthuung. Er verweigerte sie — dem Bastard. Da suchte ich ihn auf und schoß ihn nieder wie einen Hund, Herr Präsident. Ich habe Alles gesagt. Nun richten Sie mich.“

Nach diesem Geständniß war die Aufgabe des Staatsanwalts eine leichte, dagegen die des Verteidigers eine hoffnungslose. Der Präsident gab das Resümé. Er that es

Chyug!“ — „Sind Sie dessen ganz sicher, Madame?“ — „Gewiß! Beruhige Dich nur mein Kind.“ — „Ach atme wieder auf, Madame!“ — Am nächsten Tage war das „verlegte“ Stubenmädchen in Begleitung des gesammten Silberzeuges auf Rimmerwiedersehen aus dem Hause verschwunden.“

Die feindslichen Brüder. Es giebt Viele, welche für die natürlichen Einfälle des haarduftwillendenden Seelenriechers Dr. Gustav Jäger in Stuttgart trotz allem ein heiteres Lachen bereit haben, und nur Wenige, die ihn völlig ernst nehmen. Einen aber giebt es, der ihm ernstlich böse und bitter gram ist, und dies ist der Bruder des „Seelenjägers“, der als oberster Leiter des Schulturrens im Königreich Württemberg den Schwaben als „Turnjäger“ eine bekannte Persönlichkeit ist. Dieser ist den Bestrebungen seines Bruders keineswegs grün und öftere Verwechslungen seiner Person mit Bruder Gustav haben ihn dermaßen aufgebraut, daß er seinen Jura durch folgende „Erklärung“ im „Schwäbischen Merkur“ Luft machen mußte. „Bei den ewigen, weitestlich auch turnischädigenden Verwechslungen sage man doch nun statt „Jägeruniform“ etwa Württemberguniform oder Gustavstracht oder Haarduftkleid! Der „Turnprofessor“ Dr. Otto Jäger.“ — Der „Seelenjäger“ wird die ihm vom „Turnjäger“ provokirte „Württemberguniform“ schließlich ruhig hinnehmen, und so werden wir bei dem freibaren Charakter der beiden feindslichen Brüder des Bruderkriegs „schlangenhaariges Scheusal“ bald entseffelt sehen.

Ein Kaffernhändler. Einem Reisebrief aus dem Orange-Freistaat in Südafrika, den die „Köln. Bzg.“ zu veröffentlicht haben in der Lage ist, entnehmen wir folgende interessante Stelle, welche uns einen Kaffernhändler — nicht als Schaustück eines kontinentalen zoologischen Gartens — sondern am eigenen heimischen Herde schildert. Derselbe ist das Oberhaupt von Thaba Nku. Sepinare Morola ist ein zahmer Wilder, der zwischen heidnischer Barbarei und christlicher Heuchelei hin und her schwankt: wieweil selbst ein großer Freund geistiger Getränke — zumal deutschen Exportbieres — verbietet er den Verkauf derselben in seinem Lande bei 1000 R. Strafe, ein Gesetz, das indessen einen seiner Brüder oder Vettern nicht gehindert hatte, sich zur Feier meiner Anwesenheit einen kolossalen Kausch anzutrinken! Sepinare läßt den Missionären aller Bekenntnisse freie Hand, besucht selbst gelegentlich eine Kirche, ohne sich jedoch laufen zu lassen; er besitzt gewisse Schulbildung, läßt aber trotzdem gelegentlich einige ihm Rilliebige abschreiben; sein ganz hübsches in europäischem Stil erbautes Haus bewohnt er nicht und fühlt sich in seiner Lehmbütte bei seinen verschiedenen Gattinnen bedeutend wohler. In diesem Palazzo wurde auch ich empfangen. Wie alle Kaffernhändler, deren einzige Beschäftigung — abgesehen vom Kriege — sich auf Fleischessen und Kafferbiertrinken zusammenschließt, zeichnet sich auch Sepinare (d. h. eiserner Büffel) durch eine mächtig imponirende Gestalt aus. Ueber sechs Fuß groß mit riesigen Brustlasten und intelligenten Gesichtszügen, bietet er den schönen Anblick eines afrikanischen Kriegers. Leider empfing er mich nicht in „Kaffernkleidung“, d. h. fast ohne Bewandung, sondern in europäischer Kleidung: Plüschhosen, schmutzigem wollenem Hemd, noch schmutzigerer rothseidener Jacke. Den seinen hübschen Schädel krönenden schlappern englischen Keifeln in meiner Gegenwart abzunehmen, hielt er anstehend unter seiner Würde, dagegen erhob er, als ich eintrat, seine schwerfälligen Gliedmaßen, trat auf mich zu und streckte mir mit einem lauten „umela“ („ungeheißt“, „proßt“) seine Rechte entgegen, während er deren Gelenk mit der Linken umfaßte. Er war überhaupt recht freundlich, eine Gefrischung bot er mir zwar nicht an, beantwortete dafür aber mit unermüdblicher Geduld alle meine Fragen. Nachdem mir uns einigermassen angefreundet, bat ich ihn, mir einige seiner Gattinnen vorzustellen, er grunzte zustimmend und sofort verdüstete einer der Hölle, deren ein halbes Duzend in respektvoller Stellung uns umgaben. Bald erschien Mrs. Sepinare Nr. 1, eine recht hübsche Betschwane. „Hübsch“ ist natürlich immer relativ zu nehmen, die Kaffern-Frauen und Mädchen sind alle schön gewachsen, sie haben schöne Zähne und sind rein gewaschen — der Rest ist Geschmackssache. Mehr als die Wundmutter interessirte mich ein äußerst kunstvoll geflickter Mantel aus hartem Eberfell, in den sie geküllt war. Sepinare war freundlich genug, mir denselben als Geschenk anzubieten, eine Szene, die insofern nicht ohne Originalität war, als die Jählinge sich bereitwillig dieser — einzigen — Hülle entledigte, um mich mit denselben zu schmücken. Meine Begabung bestand aus einem dem Atelier von Nikolaus Zonger in Köln entnommenen Bildbilde meiner werthen Person in Uniform, das den Füßlingen und seine heranströmenden Gattinnen Nr. 2-8 lebhaft erfreute: „Das habe ich gleich gesehen, daß du Soldat warst“, sagte der alte Heuchler. „Wenn du nach Deutschland kommst, edler Fürst“, erwiderte ich, „so macht man dich sofort zum General.“ Das that ihm unsäglich wohl. . . .

mit seltener Unparteilichkeit. Er verschwie nicht die erschwerenden Umstände der That, hob aber auch die mildernden, die Jugend des Angeklagten, die der väterlichen Jucht der mangelnde Erziehung, das von Gemeinheit freie Motiv der That hervor. Als er des Vaters des Angeklagten gedachte, da fiel das Wort „pflichtvergessen“ mit bleierner Tonlosigkeit, wie eine Selbstanklage, von den stolzen Lippen; als er die Motive gedachte, welche den Angeklagten zum Mord getrieben, da glänzte sein Auge von einer sichtlich stolzen Regung.

Der Gerichtshof zog sich zur Fällung des Urtheils zurück. Es konnte nicht zweifelhaft sein. Nach wenigen Minuten verließ der Präsident den Spruch: „Tod durch den Strang.“ Aber sprach das Todeswort mit gemohnter Festigkeit. Dann er verließ ihn die Kraft; er taumelte und wurde ohnmächtig hinweggeführt.

Der Verurtheilte hatte den entsetzlichen Spruch mit Fassung angehört; fast schien ihn das Verhalten des Gerichtspräsidenten mehr zu interessieren, als sein eigenes Schicksal. Sein Blick blieb auf der Thür hängen, durch welche der Ohnmächtige verschwunden war, bis er selbst in seine Bütte geführt wurde.

Im Publikum verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Kunde von den Vorgängen der „interessanten“ Verhandlung. Man war einig, daß der Angeklagte seitens des Gerichtshofes der Gnade des Monarchen empfohlen würde. Das verlor die Anwesenheit des Präsidenten, seine Ohnmacht schrieb man einem Unwohlsein zu, dessen der kräftige, pflichteifrige Mann gewiß nicht Herr zu werden vermag.

Nachts erschien in den Korridors des Gefängnisses ein hoher, in einen schwarzen Mantel gehüllter Mann, der einen vom Gerichtspräsidenten gefertigten Erlaß mit sich zum ungestörten Besuche des Verurtheilten mitnahm. Der Schließer prüfte den Schein, schüttelte den Kopf, ließ aber den nächtlichen Besucher, der sein Gesicht tief in den Mantel hüllte, in die beleuchtete Zelle des Unglücklichen eintreten, nachdem er den darin wohnenden Wächmann herausgewinkt.

Als der Beamte nach längerer Zeit durch das Gitter der Thür spähte, da fuhr er schier erschrocken zurück. Darin lag — es war kein Zweifel möglich — der stolze Präsident und drünstig dessen Wangen. . . .

Im letzten Jahre öffneten sich die Kletterpfosten für einen von der Gesellschaft Ausgestiegenen, der wegen Mordes zum Tode verurtheilt, zu lebenslänglichem Kerker begnadigt und schließlich nach 25-jähriger Buße entlassen worden war.

In einer kleinen Stadt der österreichischen Alpen aber hielt am Weihnachtsabend ein reicher Vater seinen verlorenen Sohn als das beste Geschenk seines Lebens in den Armen — des Greis den gebrochenen Mann.